Die Zukunft.

Berlin, den 11. Januar 1902.

Professores.

Straßburgs Hoher Schule soll eine katholisch-theologische Fakultät angefügt werden. Das wünscht die Regirung; erstens: um dem Centrum wieder einmal gefällig zu sein; zweitens, um die jungen elsässischen Kleriker, die jetzt in Priesterseminarien, vielfach unter französischem Einfluß, erzogen werden, in den Hörkreis der deutschen Universität zu ziehen; drittens, um den Katholiken des Elsaß, also fast drei Vierteln der Bevölkerung, die Möglichkeit zu schaffen, den Wissensstoff in der ihrem Glauben angepaßten Färbung zu erwerben. Ueber die Ausführung des Planes wird noch verhandelt. Einstweilen hat die Regirung den Historiker Dr. Martin Spahn, den Sohn des katholischen Abgeordneten, als Ordentlichen Professor nach Straßburg geschickt. Herr Spahn ist als Dreiundzwanzigjähriger von der berliner Fakultät unter die Dozenten aufgenommen worden; wenn seine Bücher schlecht sind und, wie öffentlich behauptet ward, grobe Irrthümer enthalten, so hätte die Verantwortung die berliner Fakultät zu tragen, die ihn zum Hochschullehrer machte. Seine publizistischen Versuche zeigen ihn als einen gewandten Mann, der sich nur durch die starke Betonung seines Preußenpatriotismus von anderen jungen Historikern unterscheidet. Er schreibt, wie die Zunftmode es heute verlangt; sogar die jetzt sehr beliebten Dilettantenritte ins Reich der Kunstgeschichte fehlen nicht. Und er spricht begeistert von den Hohenzollern, denen Preußen so ziemlich Alles zu danken habe, und scheint empört über seinen königsberger Kollegen Prutz, der den Großen Kurfürsten als gehorsamen und honorirten Helfer Frankreichs enthüllt hat. Also vielleicht nicht der Mann

nach dem Herzen elsässischer Katholiken, doch einer, an dessen wohlgefälligem Wandel jede preußische Regirung sich freuen mußte. Er hatte in Berlin und in Bonn dozirt; warum sollte ers nicht in Straßburg können? Reifer muß er inzwischen geworden sein; und ob Einer Magister oder Dozent, Außerordentlicher oder Ordentlicher Professor heißt, ist im Grunde nur für seine Einnahmen und für seinen Bonzengrad wichtig. Aber die straßburger Fakultät wollte ihn nicht. Er mußte ihr aufgedrängt werden; und als er ernannt worden war, pries ihn ein Telegramm des Kaisers als den Mann, von dessen Lehre die schönste Frucht zu hoffen sei. Gegen solche Auszeichnung eines noch Unbewährten konnten die Hochschullehrer mit dem Muth wahrer Ehrerbietung protestiren. Ihres Strebens Ziel konnte auch die Wegräumung des Regirungrechtes sein, gegen den Willen der Fakultäten Lehrstühle zu besetzen. Und die Stolzesten, die sich als Professen der Wissenschaft fühlen, konnten erklären: Wir scheiden aus einem Amt, das nicht dem Verdienst mehr als Lohn zufällt, ondern nach persönlicher Gunst oder politischer Rücksicht verliehen wird.

Nichts davon geschah. Die Göttinger Sieben sind längst sicher beigesetzt und opera supererogationis sind nicht mehr modern. In Straßburg blieb Alles stumm und kein Professor lehnte die Amtsgemeinschaft mit dem aufgedrängten Kollegen ab. Da, plötzlich, vernahmen wir eine heftig scheltende Greisenstimme. Sie kam aus Berlin, aus dem Munde des Seniors der Fakultät, die dem jungen Herrn Spahn die Habilitirung an der ersten deutschen Universität ermöglicht hatte. Herr Professor Mommsen sprach. Durch die deutschen Hochschulen „gehe das Gefühl der Degradirung"; die preußische Unterrichtsverwaltung — oder wer sonst? — verleite „zu der Sünde wider den Heiligen Geist"; und die wissenschaftliche Forschung müsse „voraussetzunglos" sein. Ganz leicht war die Rede nicht zu enträthseln. Sind die Hochschulen degradirt, weil Herr Spahn, den die berliner Fakultät mit Mommsens Zustimmung vor Jahren schon des Lehramtes würdig fand, nun in Straßburg Kollegien liest? Und sind die „Voraussetzungen", die in Berlin kein Hinderniß waren, nur gerade für die Hörer der elsässischen Hochschule gefährlich, die doch mit ihnen aufgewachsen sind? Der weltberühmte Verfasser der Römischen Geschichte hat das Unglück, oft mißverstanden zu werden. Als er in einer politischen Rede von einem Hausmeier gesprochen hatte, der die Verfassung aufheben und „das absolute Regiment reaktiviren" wolle, hätte Jeder geschworen, damit sei Bismarck gemeint. Der Kanzler beging den Fehler, einen Strafantrag zu stellen; und vor den Richtern

erklärte Herr Professor Mommsen, sein kränkendes Wort sei nicht bestimmt gewesen, Bismarck zu treffen. Er wurde freigesprochen, denn er war mißverstanden worden. Als er im vierten Buch seiner Römischen Geschichte erzählte, welcher Schade dem Staat der Römer dadurch entstanden sei, daß die Landwirthschaft gegen ausländische Konkurrenz nicht genügend geschützt wurde und „das spottwohlfeile sizilische Sklavenkorn auf der ganzen Halbinsel das italische entwerthete", mußte man ihn für einen Schutzzöllner halten. Er ist aber Freihändler und war wieder mißverstanden worden. Die Juden nannte er in seinem Lebenswerk ein „Element der Dekomposition" und trat dann mit einem Notabelnaufruf gegen Treitschke auf, den er als Antisemiten haßte. Seit er Victor Hugo nachstrebt und, als eifriger Zeitungleser, der arbiter mundi sein möchte, hat er unter Mißverständnissen noch mehr als früher zu leiden. Nach seiner Bulle über die Sünde wider den Heiligen Geist mußte man ihn für den entschiedensten Gegner der preußischen Unterrichtsverwaltung halten. Mißverständniß: ein paar Wochen später saß er am Eßtisch des Unterrichtsministers und „brachte", wie sein Kollege Schmoller berichtet hat, „einen rührenden Toast auf Herrn Althoff aus", — den Ministerialdirektor, dessen Geist allverwaltend über den Hochschulen schwebt. Den Minister und dessen Gehilfen wollte er also nicht angreifen noch tadeln; den Kaiser, der dem Limesforscher manche Huld erwies, natürlich erst recht nicht. Er wollte nur sagen: ein Forscher, der zu den wissenschaftlich arbeitenden gerechnet sein wolle, müsse ohne jede Voraussetzung ans Werk gehen; und wer an die Lehre der katholischen Kirche gebunden sei, könne — zwar in Berlin Privatdozent, aber — im Reich der Wissenschaft nie als vollbürtig angesehen werden. Diesen Sinn konnte man erst aus der delphischen Rede schälen, als die Beifallskundgebungen kamen. Von fast allen Universitäten kamen sie; Berlin blieb, der Noth, nicht dem eignen Triebe gehorchend, still. Und staunend sah man, wie viele tüchtige Männer, Gelehrte von Ruf und Verdienst, sich zu einer völlig unwirksamen, ins Leere verhallenden Demonstration herbeiließen und einer Verkündung zujauchzten, die nur verständlich wird, wenn man bedenkt, daß sie von einem Manne stammt, dem, nach Bismarcks Wort, „die Vertiefung in zweitausend Jahre hinter uns liegende Zeiten den Blick für die Gegenwart vollständig getrübt hat".

Die Forschung, die Wissenschaft ist immer „voraussetzunglos". Darin irrt Herr Professor Mommsen ganz sicher nicht. Schwierig wird die Sache erst, wenn ein Mensch ins Exempel tritt, mit seinem Willen, seinen Zwangsvorstellungen, seinem Temperament, geistigen oder wirthschaftlichen Inter-

esse. Ob es Menschen giebt, die ohne jede Voraussetzung, ohne durch Eindrücke des Lebens und der Lehre geprägt zu sein, an die Arbeit des Forschens und Findens gehen? Psychologen mögen die Antwort suchen; sie kann, wenn sie von Deterministen kommt, kaum zweifelhaft sein. Gewiß aber und über jeden Zweifel hinausgerückt ist: daß kein vom Staat angestellter Lehrer der Kulturwissenschaften unter allen Umständen das letzte Wort seiner Forschungergebnisse aussprechen darf, daß jeder von ihnen sein mehr oder minder einträgliches Amt unter der Voraussetzung erhielt, er werde nichts lehren, was dem Staat, der Gesellschaft, der irdischen Rechtsordnung oder, wie man in Preußen sagt, der göttlichen Weltordnung ernste Gefahr bringen könne. Darüber sollte fünfzig Jahre nach Schopenhauers Anklageschrift gegen die Universitätphilosophie ein Streit nicht mehr möglich sein. Ein paar Citate: „Eine Regirung wird nicht Leute besolden, um Dem, was sie durch tausend von ihr angestellte Priester von allen Kanzeln verkünden läßt, direkt oder auch nur indirekt zu widersprechen, da Dergleichen, in dem Maße, wie es wirkte, jene erste Veranstaltung unwirksam machen müßte.. Der, dem es nicht um Staatsphilosophie uud Spaßphilosophie zu thun ist, sondern um Erkenntniß und daher um ernstlich gemeinte, folglich rücksichtlose Wahrheitforschung, wird sie überall eher zu suchen haben als auf den Universitäten, wo ihre Schwester, die Philosophie ad normam conventionis, das Regiment führt und den Küchenzettel schreibt. Das wirkliche Philosophiren verlangt Unabhängigkeit.. Spinoza war sich der Sache so deutlich bewußt, daß er gerade deshalb die ihm angetragene Professur ausschlug." Wenn Mommsen alle an irgend eine Voraussetzung Gebundenen aus dem Reich seiner Wissenschaft verbannen will, mögen die staatlichen Philosophielehrer zittern; sollte Einer von ihnen sich zu Nietzsches Antichristen bekennen, dann brauchte er sich nie wieder in den Hörsaal zu bemühen. Und wie denkt der verehrte Erforscher der inscriptionum latinarum über die vielen Kollegen vom Fach der Gottesgelahrtheit? Treitschke sagte, es sei Phrase, in einem Lande, das katholische Fakultäten hat, von Lehrfreiheit zu reden. Sind aber etwa die protestantischen Theologen in Preußen voraussetzunglose Forscher? Schließt ein ihnen ertheilter Lehrauftrag die Erlaubniß ein, übermorgen einer im Herzen sich regenden Stimme zu folgen und die Schüler Verachtung der jüdischen Mythologie zu lehren, sie von Moses fort zu Darwin zu führen? Es ist wirklich schwer, ernsthaft, ohne Hohn, über diese Dinge zu reden. Ein Jurist, der zum Kampf gegen die schlechte Rechtsordnung riefe, ein Nationalökonom, der auch nur die Bernsteinküste des demokratischen Sozialis-

mus seinen Hörern als Ziel zeigte: sie würden nicht zwei Wochen noch Professoren bleiben. So war es immer; so ist es noch heute. Fichte wurde weggejagt, weil er der Staatsreligion nicht Reverenz erwiesen hatte. Dem Privatdozenten Fischer wurde die venia legendi entzogen, weil er Pantheismus lehre. Das war 1853. Vierzig und etliche Jahre danach wurde der Physiker Arons entamtet, weil er in sozialdemokratischen Versammlungen gesprochen hatte. Wurden die Herren Julius Wolf und Reinhold nicht unter der Voraussetzung ernannt, daß sie sanftere Weisheit lehren würden als die Professoren Sombart, Schmoller und Wagner? Und auch die Fakultätsräte selbst setzen von den bei ihnen Aufnahme Suchenden meist Einiges voraus; zum Beispiel: daß sie sich in alte Universitätssitte fügen, secundum ordinem des Magisteramtes walten und keine lebende „Autorität" des Faches angreifen. Der Fall Dühring ist noch nicht vergessen. Und wenn Behring, ehe er Professor war, Virchows Majestät zu kritisiren gewagt hätte, dann hätte keine alma mater ihm die Arme geöffnet. Mancher wird finden, in dem Netzwerk solcher Voraussetzungen könne man nicht viel freier athmen als im Glaubenskreis der katholischen Kirche und ihres Syllabus. Mancher auch, die Lebensleistung der Janssen, Franz Xaver Kraus, Pastor und Hertling sei beträchtlicher als die ganzer Dutzende lutherischer Gelehrten.

Das Wunderbarste an der Sache ist aber, daß auch der Historiker voraussetzunglos sein soll, gerade er: Mommsen sprach ja von Spahn. Ob die Geschichtforschung überhaupt schon eine fertige Wissenschaft zu nennen, ob sie nicht hier Archivarenarbeit, dort Kunstleistung ist: darüber werden die Meinungen auseinandergehen. Noch ist die Biologie der Völkergeschichte ein dunkles Gebiet; noch nennen fast alle Zünftigen die Hoffnung, je historische Gesetze finden zu können, eine thörichte Utopie. Nach Schopenhauers Ansicht hätten die Pforten der Hochschulen sich eigentlich also der Historik zu schließen; denn „eine Wissenschaft, die noch gar nicht existirt, die ihr Ziel noch nicht erreicht hat, nicht einmal ihren Weg sicher kennt, ja, deren Möglichkeit noch bestritten wird, eine solche Wissenschaft durch Professoren lehren zu lassen, ist eigentlich absurd". Das sprach ein Ketzer. Auch Fontenelle und Voltaire, denen alle Geschichte fable convenue war, werden, als Bönhasen, bei der Zunft kaum Gehör finden. Den Geheimrath und Ordentlichen Professor Ottokar Lorenz aber muß sie als Zeugen gelten lassen. Der hat im zweiten Bande seiner „Geschichtwissenschaft" — der Titel lehrt, daß Lorenz nicht zu den Zweiflern gehört —, behauptet und bewiesen, daß man von einer objektiven Geschichtwissenschaft nicht im Ernst reden könne, und eine große

Zahl deutscher und französischer Historiker hat seinem Urtheil zugestimmt. Und in einen Brief an diesen Kollegen hat Treitschke, der Ranke allzu dichte Verhüllung des eigenen Meinens vorwarf, den Satz geschrieben: „Wenn ich nicht die Geschichte von meinem Standpunkt erzählen und frischweg urtheilen soll, so will ich lieber Seifensieder werden." Wer nicht an der Krankheit leidet, die Lamprecht jüngst wissenschaftliche Myopie genannt hat, weiß, daß den großen Historiker nicht die Fülle der richtig aus Urkunden zusammengelesenen Einzelthatsachen macht, sondern die zwingende Kraft persönlicher Auffassung, die starke Vision, das Auge, das Ereignisse und Zusammenhänge sieht, wie kein anderes sie je vorher sah. Solcher Intensität der Anschauung, der sich ein konstruktives Vermögen gesellt, lohnt bewundernde Liebe, von Thukydides bis auf Taine, bis auf Mommsen. Ob Alles „richtig" ist, was Roms Historiker sagt? In keinem Laboratorium kann es mikroskopirt werden und der Nachprüfende käme immer schnell an einen Punkt, wo er nicht wissen, wo er nur glauben kann, gläubig fremden Bericht hinnehmen muß. Dennoch sind wir stolz auf diesen Geschichtschreiber, weil er Europa gezwungen hat, Rom aus seinem Auge zu sehen. Kein großer Historiker war ganz „voraussetzunglos", keiner konnte die eigene Persönlichkeit zu stummem Automatendienst verdammen. Stets fühlen wir, weß Geistes Kind zu uns spricht. Und ein Staat, der sich seines christlichen Wesens rühmt, hat die Pflicht, katholischen Studenten nicht ein Protestantenbild der Geschichte zu bieten.

Professor Spahn kann in Konflikte kommen. Seine protestantischen Kollegen etwa nicht? Mit dankenswerther Offenheit hat Schmoller neulich gesagt, der Minister, der Ministerialdirektor sogar sei der „Vorgesetzte des Professors, der gehorchen muß, deshalb aber auch schimpfen darf." Wer Vorgesetzte hat und gehorchen muß, sollte von seiner Freiheit nicht allzu laut reden. Den Professoren bleibt — wir sehen es täglich — auch in solcher Beschränkung noch immer die Möglichkeit nachhaltigen Wirkens ins Weite. Nur sollten sie selbst im Greisengefühl der Gottähnlichkeit nicht vergessen, daß sie dem Staat und dem Staatszweck dienstbar sind und recht oft das Beste ihrer Wissenschaft den Jungen nicht sagen dürfen. Wird dieser Zwang ihnen zur Last, dann können sie ihn abschütteln und sich der kleinen Schaar der Unbeamteten anschließen, die Voltaire als die wahren Lichtbringer pries: les lettrés isolés, qui n'ont ni argumenté sur les bancs de l'université ni dit les choses à moitié dans les académies; et ceux-là ont presque toujours été persécutés. Denen ward nie der Titel eines Professors verliehen. Oft aber hat die Nachwelt sie dankbar Bekenner genannt.

Der Aufbau der europäischen Geschichte.

Wer Ohren hat, zu hören, kann sich sehr leicht davon überzeugen, daß eben jetzt, in diesen Jahren, sich in der Geschichtschreibung eine entscheidende Wendung vorbereitet. Was Buckle herbeizuführen wähnte, die Hinüberleitung der Geschichte aus dem Lager der nur beschreibenden in das der begrifflichen, gemeinhin exakt genannten Wissenschaften, und was ihm sicherlich mißlungen ist, will heute Wahrheit werden. Droysens Spott über ihn war zwar oft sehr wohlfeil und läßt sich in allen grundsätzlichen Fragen — was bei anderer Gelegenheit nicht unterbleiben soll — auf grobes Unverständniß aller denkenden Geschichtauffassung gegenüber zurückführen, aber Buckle hatte in der That zu wenig Weitblick, um die Gesetze, die er so heiß erstrebte, wirklich zu finden. Heute aber scheint selbst dieses letzte, höchste Ziel erreicht werden zu sollen, für das die Nichtsalsempiriker in unserer Wissenschaft nie etwas Anderes als gedankenlosen Hohn übrig gehabt haben.

Was jetzt, und zwar nicht allein in der Geschichtschreibung, emporbringt, ist der Gedanke, der Begriff, der wieder Herr zu werden strebt über die rohe Masse beschriebenen Stoffes. Man hat so viel von Entwickelungsgeschichte gesprochen und auch ich glaubte lange, damit ein brauchbares Merkmal grundsätzlicher Scheidung gefunden zu haben; aber man wird von dieser Begeisterung vermuthlich wieder abgehen müssen. Hier liegt eine der wohl theilweise, aber nicht ganz zureichenden Vergleichungen geisteswissenschaftlicher Fragen mit den Aufgaben der Naturforschung vor. Gewiß: der große Fortschritt Darwins und seiner Nachfolger hat der sich bis dahin nur mit starr gegebenem Stoffe befassenden Naturwissenschaft die gewaltige Anschauung gegeben, daß dieser Stoff in Wahrheit als ein fließender, stets sich wandelnder, also als Werden, also geschichtlich zu begreifen sei. Für diese neue und große Errungenschaft schuf sie sich den Namen Entwickelungsgeschichte. Man erkennt aber sogleich, daß für die Geschichtschreibung die Sachlage eine ganz andere ist. Hier hat, da der offenbare Augenschein dafür sprach, Niemand jemals an dem Wandel der zu beobachtenden Thatsachen, an ihrer im Lauf der Zeit fortschreitenden Veränderung gezweifelt. Und auch für den Gebrauch erweist sich das Wort als störrisch. Die verbissensten Anhänger einer rein beschreibenden Geschichtforschung rufen immerdar: Aber was wollt Ihr denn, Ihr angeblichen Neuerer? Wir reden doch immerfort von Zusammenhängen und Veränderungen und Entwickelung ist doch wohl Zusammenhang und Veränderung.

Weiter kommt man, denke ich, mit dem nicht auf die Geschichte allein, sondern auf alle Gattungen der Forschung anwendbaren Gegensatz von Begriffs- und Erfahrungwissenschaft. Er beherrschte in allen Zeitaltern das menschliche Denken und er bietet ein weiteres, aber trotzdem schärferes Scheidung-

merkmal dar. Er ist, wie alle Gegensätze in der Welt des Geistes und der Menschen, kein vollkommener, sich ausschließender, sondern in einander überlaufender und doch hinlänglich scharfer. Daß Geschichte nicht reine Begriffswissenschaft sein kann, im Sinne der Mathematik oder Logik, ist offenbar. Sie wird immer den großen, zunächst erfahrungmäßig zu erwerbenden Wissensstoff, den zu verwalten ihres Amtes ist, zum großen Theil unverändert weiter geben müssen. Aber heute handelt es sich um die Anwendung begrifflicher Hilfsmittel großen Maßstabes, um diese an sich abschreckend wirren und unübersichtlichen Stoffmassen zu bändigen und zu beherrschen, Das heißt also: um ein stärkeres Betonen der begriffs- gegenüber den erfahrungwissenschaftlichen Aufgaben und Thätigkeiten der Geschichtforschung.

Um es mit einem Wort zu sagen: es sind wesentlich Ordnungfragen, auf die es hier ankommt. Der Stoff bleibt in alle Ewigkeit der selbe, ob er in Urkundenbüchern und Chroniken oder ob er in den durchsichtigsten und klarsten Gesammtdarstellungen niedergelegt ist. Aber so wenig man die Steinmassen, aus denen das straßburger Münster erbaut ist, als sie noch in rohen Haufen auf dem Bauplatz lagen, mit dem fertigen Werke Erwins gleichsetzen würde, so wenig wird man den ordnenden Geschichtforschern verwehren dürfen, ihre Arbeit als die letzte und höchste Aufgabe ihrer Wissenschaft anzusehen. Heute aber gilt alles Andere für Wissenschaft, die Aneinanderpassung von zwei oder drei Theilen des Maßwerkes eines Fensterbogens oder noch lieber die Arbeit im Steinbruch oder auf dem Steinhauerplatz, höchstens noch die Ausführung einer Seitenkapelle, — niemals aber der Versuch, das Ganze von Neuem aufzubauen.

Im geschichtlichen Stoffe Ordnung zu schaffen, ist deshalb so schwer, weil eine besondere, dieser Wissenschaft eigenthümliche Eigenschaft ihres Gegenstandes ihre Jünger fast zwei Jahrtausende lang über die Nothwendigkeit solchen Ordnungschaffens hinweggetäuscht hat. Es ist die Zeitfolge aller geschichtlichen Ereignisse, die von je her eine Scheinordnung herzustellen erlaubte und die den Krebsschaden aller beschreibenden Geschichtforschung, ihre unwählerische, unbegriffliche, wirre Darstellungweise verursacht hat. Die Chronik und die chronikartige Geschichtschreibung sind so entstanden und diese Darstellungformen beherrschen noch heute fast den gesammten Betrieb der eigentlichen Geschichtforschung. Sie führen noch heute wie zu Herodots oder Einhards Tagen dazu, ein Königsleben, eine Staatsgeschichte mit wenigen Ausnahmezugeständnissen Jahr für Jahr, zuweilen selbst Monat für Monat zu schildern. Hier überwiegt die reine Beschreibung mit allen ihren Tugenden der Hingabe und Genauigkeit und allen ihren Fehlern, nämlich Unübersichtlichkeit und Unverwendbarkeit für alle denkende Betrachtung von Welt und Menschheit.

Die von je her begrifflicheren Wissenschaften der Rechts- und Wirthschaftkunde, der Kunstlehre und vor Allem der Philosophie selbst haben den ihnen benachbarten Zweigen der Geschichtschreibung zuerst das Heil gebracht, indem sie ihr sachliche Eintheilungen und Ordnungen darboten. Rechts- und Wirthschaftgeschichte sind deshalb so fruchtbar für die geschichtliche Forschungweise geworden, weil sie von je her so begrifflich theilend verfuhren, Das heißt: an tausend Punkten die tötliche Scheinordnung der Zeitfolge durchbrachen. Und wer heute versucht, die eigentliche Geschichte, also die Geschichte der Kriege und der auswärtigen Politik, im selben Sinne begrifflich aufzulösen, folgt nur ihrem Beispiel. Das Ergebniß ist hier eine Aufeinanderfolge von Bildern des kriegerischen und internationalen Verhaltens, an Stelle der tausend Einzelvorgänge, die hier immer erzählt werden. Daß schließlich auch die Wirthschaft- und Rechtsgeschichte so rein beschreibend hätten verfahren können, hat man bis auf den heutigen Tag übersehen, obwohl es an Büchern dieser Art nicht fehlt. Die einzelnen Ergebnisse geschichtlichen Wissens aber, die so entstehen, wird der selbe begriffliche Drang, der sie schuf, auch wieder zu höheren Einheiten zu erheben wissen: durch das Hilfsmittel der Vergleichung des Nebeneinander und durch das Aufsuchen aller Gemeinsamkeiten.

Hat aber der Zuchtmeister des Begriffes in solcher Weise seines Amtes gewaltet, so kann und darf sich innerhalb der nun errichteten und doch im Nebeneinander nicht unübersteiglichen Theilschranken die natürlichste Eigenschaft des geschichtlichen Stoffes, die zeitliche Aufeinanderfolge seiner einzelnen Theile, wieder geltend machen. Ja, sie wird der begrifflich verfahrenden Geschichtforschung zum Ansporn für ein neues Verfahren, besser für die folgerichtigere Durchführung eines bis dahin schon zuweilen, aber lässig geübten Verfahrens. Auch die alte chronistische Geschichtdarstellung hat Aenderungen des Bestehenden geschildert: schon indem man eine Thatsache auf die andere folgen läßt, thut man Das ja. Aber was so nur halb geschah, muß ganz durchgeführt, muß zum Grundsatz erhoben werden. Die Einzelthatsachen verloren schon gegenüber der begrifflichen Sachtheilung viel von ihrem Werth, ihre Zusammenfassung zu Gesammtbildern war schon dort geboten. Wie aber kann nun die Eigenschaft des geschichtlichen Verlaufes als eine zeitliche Abfolge von Zuständen, von solchen Gesammtbildern wissenschaftlich treu und begrifflich zureichend zum Ausdruck gebracht werden? Durch das Hilfsmittel der Vergleichung des Nacheinander und wiederum durch das Aufsuchen der Gemeinsamkeiten. Dieses Mittel muß immer wieder angewandt werden: so entstehen innerhalb der durch die Sachtheilung errichteten Schranken die langen Thatsachenreihen, an denen der Geschichtschreiber das letzte Ergebniß seiner Forschung, nämlich das Verhältniß von Ueberlieferung und Neuerung, von Erhaltung und Erfindung, um Tardes Ausdruck zu gebrauchen, ablesen kann.

In allen diesen Darlegungen ist das Wort Entwickelung nirgends gebraucht; und ich glaube, man wird es nicht vermissen. Freilich: auch von der Verursachtheit alles Geschehens war nicht die Rede; aber, Ihr Forschenden, legt die Hand aufs Herz: was wissen wir eigentlich von Ursachenzusammenhängen? Nicht viel mehr als die alten und neuen Chronisten, die von dem Tischgespräch eines Ministers auf die Entstehung seines am Abend erfolgten Entschlusses schließen. Was wir zur Vermuthung, nicht zur Erweisung von Ursachen und Wirkungen thun können, ist im Grunde ganz und gar in der Aufstellung jener begrifflich getrennten Thatsachenreihen beschlossen. Die dort an einander gerückten Ereignisse oder Zustände werden sich vermuthlich auch wesentlich bedingt und hervorgerufen haben: Das ist, wenn wir ehrlich sind, unserer Weisheit letzter Schluß. Und auch Kreuz- und Querwirkungen in diesem aus vielen Fäden gesponnenen Geflecht wird eine so klar und reinlich verfahrende Darstellung am Ehesten herausfinden und zur Anschauung bringen.

Doch nicht eine Darlegung der Forschungmittel ist der Zweck dieser Blätter; sie könnte auf so kleinem Raum auch nimmermehr zureichend unternommen werden. Es soll vielmehr von dem allgemeinsten Ergebnisse eines in diesem Sinn angestellten Versuches zusammenfassender Geschichtschreibung Rechenschaft gegeben werden. Ich wollte in einem den Lesern dieser Zeitschrift heute nicht zuerst genannten Buche, das ich vielleicht allzu eng Kulturgeschichte der Neuzeit nannte, die Summe der europäischen Geschichte ziehen und bin dabei auf eine Anzahl von Anschauungen über den Bau dieser Geschichte gekommen, die es schon heute, noch inmitten der Arbeit, zur Erwägung vorzulegen mich drängt.

Die europäische Geschichte ist, Das drängt sich nicht vor, wohl aber bei begrifflicher Durcharbeitung und Zusammendrängung ihres Stoffes als letztes Ergebniß auf, in zwei Weltalter zu zerlegen, die zeitlich nach einander, sachlich neben einander verlaufen sind. Das heißt: die vierzehn Jahrhunderte europäischer Geschichte, die dem Untergange des weströmischen Reiches vorausgegangen sind, und die anderen vierzehn Jahrhunderte, die ihm gefolgt sind, bieten eine ungefähr ähnliche Folge von Entwickelungstufen dar, die griechisch-römische Geschichte zerfällt in ungefähr gleichwerthige Strecken wie die germanisch-romanische. An sich ist gleichgiltig, wie man diese Lebensalter beider Völkergruppen nennt, aber das einfachste Auskunftmittel ist, die für die jüngere Entwickelung bräuchlichen Theilnamen, nämlich Urzeit, Alterthum, frühes und spätes Mittelalter, Neuzeit und neuste Zeit der Germanen, ohne Aenderung auf die ältere zu übertragen. Die an sich inhaltlosen Bezeichnungen haben, wie namentlich Mittelalter, Neuzeit und neuste Zeit, für uns so viel Nebenbedeutung gewonnen, daß, auf sie zu verzichten, thöricht wäre. Es empfahl sich auch schon deshalb, so zu verfahren, weil die wenigen An-

deutungen einer ähnlichen Anschauung, die von älteren Forschern früher, wenn auch ganz gelegentlich, gemacht worden waren, ähnlich vorgegangen waren. Karl Wilhelm Nitzsch hatte, um hier einmal kurz die Keimgeschichte dieses Gedankens zu skizziren, in seinen 1883 und 85 herausgegebenen Vorlesungen an zwei Stellen von einem solchen Parallelismus jedesmal nur in ein oder zwei Sätzen gesprochen; Eduard Meyer hat in seiner 1893 erschienenen Darstellung der griechischen Geschichte die Zeit zwischen den Wanderungen und 630 Mittelalter genannt und in einer kleineren Schrift über die wirthschaftliche Entwickelung des Alterthumes von 1895 streifend die Zeit der Demokratie mit der Renaissance und den Hellenismus mit dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert verglichen, ohne sich übrigens auf irgend welche Begründung solcher Vergleichungen einzulassen. Ich versuchte dann im Herbst 1896, meine ersten eingehenderen, wenn auch noch durchaus nicht sicher geprägten Vergleichungen einzelner Entwickelungstufen vorzutragen. Im Januar 1897 hat endlich Wilamowitz in einer Festrede das griechische mit dem germanischen Mittelalter, die Zeit von 600 bis 400 mit der Renaissance, das Alter der hellenischen Königreiche mit dem vom Barock und Rokoko gleichgestellt. Er ließ, wie Eduard Meyer, die Römer ganz aus dem Spiel; oder schloß sie vielmehr in den Zusammenhang der Schicksale des griechischen Völkerkreises ein, indem er ihr bis ungefähr 133 hergestelltes Weltreich mit dem napoleonischen und ihre Revolutionzeit mit der von 1789 verglich. Er schloß mit dem Gedanken, daß man selbst zu der von ihm offenbar sehr wenig geschätzten modernen Kunst aus der des Hellenismus Seitenstücke entdecken würde, wenn solche „Eintagsfliegen" aus jener Zeit aufbewahrt wären.

Die im Jahre 1900 zuerst veröffentlichte, ausgebildete Ansicht eines Stufenbaues der europäischen Geschichte, die mit wenigen Aenderungen mich auch heute noch die richtige dünkt und die man mit diesen Aenderungen in der beigedruckten Tafel am Leichtesten überblicken kann*), deckt sich mit den

*) Ich wiederhole diese Zahlen später im Texte nicht und bitte deshalb sehr darum, sie in dieser übersichtlichen Form auch später im Auge behalten zu wollen.

Entwickelungsstufen.	Griechenland-Athen.	Rom.	Germanisch-romanische Völker.
Urzeit	—	—	bis gegen 400
Alterthum	(1500?) – 1000	—	gegen 400 — um 900
Frühes Mittelalter	1000 — 750	(753) — 500	von 900 — 1150
Spätes Mittelalter	750 — 500	500 — 330	1150 — 1494
Neuere Zeit . . .	500 — 400	330 — 133	1494 — 1789
Neuste Zeit . . .	400 — 30	133 v. — 476 n. B. u. Z.	seit 1789

bisherigen Andeutungen nur in Hinsicht auf das Mittelalter, weicht in allen späteren Strecken beträchtlich von ihnen ab, fügt eine abweichende Stufenfolge der römischen Geschichte bei und ist vor Allem bemüht gewesen, an die Stelle von einigen gelegentlichen Sätzen ein im Einzelnen ausgeführtes Vergleichsbild zu setzen, das Uebereinstimmungen und Abweichungen in gleicher Schärfe hervortreten lassen soll.

Die Vergleichspunkte, auf die sich diese Darlegung vornehmlich stützt, sind der Geschichte der Staats- und Gesellschaftordnung entnommen. Die geistige Entwickelung aber lieh oft die erfreulichsten Bestätigungen und Belege. Wie Alles sich zusammenfügt, soll hier in größter Kürze vorgeführt werden, ohne jedes farbige Beiwerk und ohne allen Redeschmuck, da es sich hier wirklich mehr um eine Rechnung als um eine Schilderung handelt. Einer ausführlichen Darstellung würde solche Gerippform übel anstehen, für den Versuch, ein letztes Ergebniß aus dem Ganzen zu ziehen, kann sie kaum knapp genug gewählt werden. Dieser Versuch soll hier nur als ein vorläufiger angestellt werden: ein vollständiger Aufriß der europäischen Geschichte in diesem Sinne wäre erst dann möglich, wenn von allen Zweigen der Gesellschaftgeschichte, insbesondere auch von Rechts- und Sittenentwickelung, wie von allen Theilen der Geistesgeschichte mit gleicher Zuverlässigkeit ihr letzter Inhalt in einige wenige Stichworte zusammengedrängt werden könnte. Wie wenig Das aber heute noch möglich ist, weiß nur Der ganz zu ermessen, der einmal gewagt hat, statt der Kriegs- und Diplomatiegeschichte rankischen Stiles ein volles Bild der Entwickelung auch nur eines großen Zeitalters zu gewinnen.

Die Urzeit ist eine Stufe, von der wir nur für die Germanen durch den glücklichen Zufall Tacitus Einiges aussagen können. Man hat wohl getadelt, daß eine solche Ansicht des Stufenbaues der europäischen Geschichte, wie sie hier versucht werden soll, zu Anfang mit mehreren Lücken einsetze. Denn auch vom griechischen Alterthum ist nur halbe, von der römischen Entwickelung noch kaum für das frühe Mittelalter einige Kunde zu gewinnen. Ein falscher Vorwurf: denn bei der Mangelhaftigkeit der Quellen ist das Verhältniß an sich nicht wunderbar. Die Gesammtanschauung des Parallelismus der griechisch-römischen oder der germanisch-romanischen Entwickelung aber kann dadurch um so weniger erschüttert sein, als nach allgemeiner Erfahrung alle frühen Stufen viel weniger Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten der Völkergruppen aufweisen als die späteren und reiferen. Läßt sich also für diese Aehnlichkeit oder hier und da gar Gleichheit nachweisen, so braucht man an jenen weißen Flecken nicht Anstoß zu nehmen. Ueberdies sind alle Merkmale des gesellschaftlichen Zustandes, die sich von der germanischen Urzeit mit einiger Bestimmtheit aussagen lassen, so beschaffen, daß sie sehr wohl als Wurzel auch der späteren Entwickelungstufen wenigstens

bei den Griechen angenommen werden können. So die Zerspaltung des Volksganzen in zahllose kleine Verbände, so die noch an keinen bestimmten Landbesitz gefesselte Wanderlust dieser Stämme, so die Volksherrschaft bei geringer Ausbildung der Königsmacht als Kennzeichen der Verfassung, so ein ursprünglich roher Kommunismus als wirthschaftlicher Zustand, so gewisse Reste älterer lockerer Formen des Familienlebens neben der in der Hauptsache schon zum Durchbruch gekommenen Kleinfamilie oder Einehe, so die Anfänge einer Standesbildung in Adel und Leibeigenschaft.

Auf die Urzeit folgt das Alterthum, bei den Germanen schon durch eine reiche Ueberlieferung beleuchtet. Es ist dort ausgezeichnet durch den Uebergang von wandernder zu fest angesiedelter Staatenbildung, durch die Zusammenballung größerer Staatswesen in der äußeren, durch eine starke Vermehrung der Königsmacht in der inneren Staatsgeschichte. In der Volkswirthschaft bringt es die Entstehung des Sondereigenthumes der Einzelnen, die ersten durchgreifenden Verbesserungen stetigen Ackerbaues, die Anfänge eines etwas geregelteren Handels mit sich. Vom griechischen Alterthum dämmern da einige leise Umrisse durch den leider nur zu dichten Nebel fast völliger Ueberlieferungslosigkeit: aber keiner von ihnen widerspricht jenem Bilde. Gewaltige Königsburgen, weite Straßennetze kündigen das Dasein starken Königthumes und vielleicht auch etwas weiterer, jedenfalls aber seßhafter Staatsgebilde an. Und bewähren sich die märchenhaften Nachrichten von den Ausgrabungen in Kreta als unumstößlich, so müßte für diese Stufe in Griechenland eine reichere Kunstentwickelung angenommen werden als für das merowingisch-karolingische Zeitalter der Germanen. In beiden Fällen wird man freilich starke Beeinflussungen von außen, dort von Egypten oder Westasien wie hier von den Resten der Antike, in Abrechnung zu bringen haben. Freilich hat das Griechenthum der Edda nicht nur kein Gegenstück an die Seite zu stellen, sondern man wird ohne germanische Ueberhebung sagen dürfen, daß sie künstlerisch stärker ist als die Vorstufen, auf die man von Homer aus für die vorhomerische Dichtung schließen könnte.

Für das frühe Mittelalter ist man nun schon so glücklich, neben die germanische Entwickelung dank den homerischen Gedichten auch ein einigermaßen zureichendes Bild der griechischen stellen zu können. Die Aehnlichkeiten der Hauptzüge sind überaus schlagend. Der wichtigste ist Beiden gemeinsam: das Vordringen des Adels in Gesellschaft und Staat gegenüber der Königsmacht. Er ist in der nun in immer mehr Theilentwickelungen sich spaltenden Geschichte des germanischen Europas unverkennbar: der im Alterthum dort noch straff zusammengehaltene Adel sprengt oder bedroht wenigstens fast überall Staatseinheit und Königthum. In Griechenland aber ist diesem Zeitalter der gleiche Stempel dadurch aufgeprägt, daß es mit einem Zusammenbruch der Königsherrschaft endet, ein

Merkmal, das die entsprechende, ein Vierteljahrtausend später einsetzende Stufe Roms mit ihm theilt. Dieser Zeitunterschied darf, um Das sogleich zu bemerken, nicht irr machen, auch nicht an der vergleichsweise engen Zusammengehörigkeit der griechischen und der römischen Entwickelung, die ohnehin zuletzt in eine zusammenfließt. Fast ähnlich große Zeitabstände findet man nämlich auch in dem jüngeren Weltalter der europäischen Geschichte, bei den einzelnen Gliedern der germanisch-romanischen Völkergruppe. Sie beruhen auf ähnlichen Unterschieden zwischen den Entwickelungsgeschwindigkeiten der einzelnen Völker bei im Uebrigen fast gleicher Entwickelungrichtung. Der Verfassungzustand der skandinavischen Staaten noch um 1250 hat die auffälligste Aehnlichkeit mit dem fränkischen um 750. Der Abstand beträgt hier sogar ein halbes Jahrtausend; und, streng genommen, müßte für das germanisch-romanische Weltalter eine ähnlich gleitende Stufenleiter der Zeitaltergrenzen in Hinsicht auf die einzelnen Völker wie für das griechisch-römische angesetzt werden; sie würde nur drei bis sechs Spalten statt zwei, wie diese, aufzuweisen haben.

Die Adelsmacht hat in allen diesen Fällen sehr verschiedene Formen angenommen: schon innerhalb der jüngeren Völkergruppe sind die Gegensätze zwischen dem deutsch-französischen Hochadel und den Ritterschaften Englands und der spanischen Theilstaaten sehr groß. Ein klaffender Unterschied tritt vor Allem schon dort zu Tage: die eine Adelsform ist auf die vollkommene Lostrennung des einzelnen Adeligen vom Staatsganzen bedacht, die andere wünscht als Genossenschaft, als politischer Stand im eigentlichen Sinne des Wortes die Herrschaft im Staate an sich zu reißen. Die griechische wie die römische Entwickelung gehört in die zweite Gruppe; doch fehlt es ihr auch im jüngeren Weltalter nicht an Seitenstücken. Das beweist namentlich die englische Adelsgeschichte. Auch sonst fehlt es nicht an Aehnlichkeiten: selbst die griechischen Kleinkönige ist man in Versuchung, den Herzögen und Grafen Deutschlands und Frankreichs an die Seite zu stellen. Vielleicht waren sie gar einst von den größeren Herrschern von Tiryns und Mykene abhängig? Die Leibesübungen und Waffenspiele, auf die jüngst Bethe in dem neusten Versuch einer Paralleliſirung antiker und moderner Entwickelung (Januar 1901) aufmerksam gemacht hat, sind beiden Adelsentwickelungen gemeinsam. Die Gefolgschaften der griechischen Dynasten erinnern durchaus an die Ministerialen; das Burgwesen ist auch in Griechenland nachzuweisen; und ich kenne kein Kriegsunternehmen der Weltgeschichte, das dem Kampf um Troja — was die Vielköpfigkeit der Leitung, den schwachen Oberbefehl, überhaupt die Kriegsverfassung betrifft — besser an die Seite zu stellen wäre als der ebenfalls frühmittelalterliche erste Kreuzzug. Zugleich ein wundervolles Symbol für die Verschiedenheit heidnisch-hellenischer und christlich-germanischer Weltanschauung: dort Meerfahrt, Ritterkämpfe und Völkerkrieg um ein schönes Weib,

hier um ein düsteres Grab. Ob der trojanische Krieg der Geschichte angehört oder nicht, ist dabei gleichgiltig. Es handelt sich um die Vorstellung, die die diesem Zeitalter Angehörigen von einem solchen Unternehmen hatten.

Der staatliche Zustand dieser Stufe weist in allen drei Reichen Abweichungen auf, die durch die sehr verschiedene Größe der in Betracht kommenden Staatsgebilde bedingt ist. Doch gleicht sich bei näherem Zusehen dieser Unterschied insofern wieder aus, als die halb staatähnlichen Zwerggebiete, in die etwa das Frankreich und Deutschland dieser Zeiten zerfielen, den griechischen Kleinstaaten wohl verglichen werden dürfen. Und in beiden Fällen ist der äußere Zustand der selbe: denn das Ganze hat sich damals in Deutschland oder Frankreich fast eben so wenig zu wirklichen auswärtigen Kriegen zusammengefaßt wie in Griechenland. Die deutsch-italienischen Beziehungen bleiben dabei billig außer Acht, denn sie beruhten auf einer Vereinigung zweier Stücke des alten Karolinger-Erbes, nicht aber auf dem Gegensatze zweier Staaten oder Völker. Die wirthschaftlichen Verhältnisse sind insofern ähnlich, als sie in der griechischen wie in der germanischen Entwickelung noch ein vollkommenes Ueberwiegen der Natural- über die Geld-, der Land- über die Stadtwirthschaft, eine geringe Ausbildung von Handel und Gewerbe und somit auch des Bürgerthumes aufweisen. Im geistigen Leben endlich ist dieses Zeitalter das der epischen Dichtung: den homerischen Gesängen wird man die Nibelungen an die Seite stellen dürfen, obwohl erst die 1150 mit Beginn des späten Mittelalters eintretende höhere Regsamkeit zu ihrer abschließenden Formung führte. Ihr frühmittelalterlicher — wenn nicht noch früherer — Ursprung kann nicht in Zweifel gezogen werden.

Das späte Mittelalter weist in der centralen Entwickelunglinie der Verfassung- und Klassengeschichte einen wiederum überall nachweisbaren Grundzug auf: es ist die Zeit der höchsten Adelsmacht, aber zugleich auch die Zeit neu aufsteigender gesellschaftlicher Gewalten: eines neuen Standes, des emporbringenden Bürgerthumes und einer zwar nicht ganz neuen, aber in dieser Stärke neuen Form des Verfassunglebens, des erst jetzt zu seinen Jahren gekommenen Staatsgedankens nämlich. Jäher, folgerichtiger ist hier die athenische, die römische Entwickelung: sie beginnt auf dieser Stufe mit der vollkommenen Beseitigung des Königthumes und seiner Ersetzung durch eine Adelsherrschaft. Aber wer wollte das späte Mittelalter Deutschlands nicht als das Zeitalter eines immer weiter fortschreitenden Niederganges der Königsmacht ansehen? Und in Italien wenigstens kommt es, auch in dem jüngeren Weltalter, zu ihrem völligen Zusammenbruch. In England und in Frankreich bleibt sie bestehen, aber die parlamentarische Mitregirung, die der englische und zuweilen auch der französische Adel durchsetzt, die Zertrümmerung der Staatseinheit, die wenigstens der französische auf Jahrhunderte herbeiführt, beweisen die Stärke dieser Adelsströmung auch hier.

Gleichzeitig aber vollzieht sich auf der Grundlage dieser wirthschaftlichen Umwälzung, des Ueberganges von der Natural- zu einer gemischten Natural- und Geldwirthschaft, des Aufsteigens von Handel und Gewerbe, eine neue und in der Richtung vollkommen entgegengesetzte Bewegung: die Entstehung von Städtewesen und Bürgerthum. Auch wo dem Namen nach schon früher Städte bestanden, wie Rom und Athen selbst beweisen, wie in Griechenland aber noch sehr häufig sonst sich ereignet hat, sind sie doch erst jetzt aus großen, meist aus mehreren Gemeinden zusammengesetzten Dörfern zu Städten emporgewachsen. Und zu diesem Vorgang fehlt es auch in der italienischen, deutschen, französischen, englischen Stadtgeschichte dieser Stufe nicht an den mannichfachsten Seitenstücken, insbesondere da, wo die Reste altrömischer Städte stehen geblieben waren. Aus diesem Emporwachsen eines neuen Standes ergab sich überall als nächste Folge eine Reihe harter Ständekämpfe zwischen Adel und Bürgerthum, die überall mit einer halben Niederlage des Adels endeten. Diese Ständekämpfe haben sich in dem jüngeren Weltalter, wo die weiten und lockeren Gesammtstaaten viel Spielraum ließen, oft ohne jede Beziehung auf den Staat vollzogen und endeten dort überall mit der Befreiung der neuen städtischen Gemeinwesen von jeder Adelsherrschaft. In den antiken Stadtstaaten, wo Stadt und Staat in Eins zusammenfielen, konnte davon nicht die Rede sein: der Ständekampf war in Rom, wo er sich in der mustergiltigsten Schärfe abgespielt hat, zugleich ein Kampf um die Staatsgewalt. Er endete auch hier mit einer halben Niederlage des Adels, die nur dadurch schnell genug in ihr Gegentheil verkehrt worden ist, daß der siegreiche Plebejerstand sich bald in Groß- und Kleinbürgerthum spaltete und daß das Großbürgerthum sich anschickte, mit dem alten Adel sich zu einem neuen herrschenden Stande zusammenzuschließen. In Athen ist Alles minder klar und begriffsmäßig vor sich gegangen: immerhin bedeutet auch hier die solonische Verfassung einen Uebergang zu nur noch halb adligen und schon halb bürgerlichen Staatseinrichtungen. Der leidende Dritte ist überall der Rest der weder einst zum Adel noch jetzt zum Bürgerthum emporgestiegenen Freien: der Bauernstand. Er wird in Rom und Athen vom Adel grausam bedrückt; Schuldknechtschaft und Bauanlagen sind die Plagen, an denen er am Meisten zu leiden hat. Bei den germanischen Völkern kehrt ein ähnliches Bild wieder: nur daß die Hörigkeit, in die der Bauer hier gebracht wird, noch fester ist und daher zu noch gewaltthätigeren Gegenbewegungen führt. Das späte Mittelalter ist hier das klassische Alter von Bauernnoth und Bauernkriegen; nur haben diese Umsturzbewegungen, so blutig sie waren, nicht den mindesten Erfolg gehabt.

Wahrscheinlich im innigsten Zusammenhang mit dem Vordringen des Bürgerthumes vollzieht sich das des Staatsgedankens. Der Staat beginnt

erst jetzt und damals seinen entscheidenden Kampf gegen Freiheit und Eigenwüchsigkeit des Einzelnen und der alten Stamm- und Orts- und Geschlechtsgemeinschaften. In den beiden gradlinigsten und gesundesten Entwickelungen des älteren und des jüngeren Weltalters, in Rom und in England, vollzieht sich sein Vordringen am Unmerkbarsten, gerade deshalb aber am Wirksamsten. In Athen kommt es, wie noch oft in Griechenland und im neueuropäischen Weltalter wieder in den ganz ähnlich geordneten italienischen Stadtstaaten, zu einer eigenthümlichen Uebergangsform der Verfassungsgeschichte, zur Tyrannis. In ihr hat sich gewissermaßen der reine Staatsgedanke vom bürgerlich-demokratischen abgespalten, ohne doch seine Herkunft zu verleugnen. Denn diese Eintagsmonarchie ist fast überall die Vorfrucht der Demokratie: wichtiger freilich ist, daß sie die Staatsallmacht so stark betont wie keine andere Verfassungform je zuvor. Das Wiedererstarken des altangestammten Königthumes in dem spätmittelalterlichen Frankreich und England, in den deutschen Theilstaaten und die Schaffung von tausend neuen Werkzeugen und Waffen der Staatsgewalt entspricht diesem Vorgange durchaus.

Der wesentlichste Unterschied der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen Staatsbildungen dieser Stufe, die geringe Ausdehnung jener im Vergleich zu den weiten Reichen dieser, hat sicherlich auch die wichtigste Scheidung der inneren Staatsgeschichte, den Zusammenbruch des alten Königthumes dort und sein Fortbestehen hier herbeigeführt. Die Machtmittel selbst der schwächsten dieser Kronen, der deutschen, waren immer noch beträchtlicher als die eines griechischen Zwergkönigreichs. Trotzdem macht sich die Gleichartigkeit der gemeinsamen Entwickelungstufe geltend und zum selben Ergebniß führt sogar die äußere Staatsgeschichte. Auch jetzt noch — Das ist das höchst bezeichnende Merkmal des späten Mittelalters in der Geschichte des internationalen Verhaltens der neueuropäischen Staatengesellschaft — kommt es nicht zu allzu vielen kriegerischen oder friedlichen Beziehungen zwischen den großen Reichen. Sie sind etwas häufiger als im frühen Mittelalter, aber im Vergleich zur Neuzeit noch ganz selten und, bis auf wenige Ausnahmen, sehr vorübergehender Natur. Dagegen ist im Innern dieser großen Becken Alles voll von Unruhe und Gährung, von örtlichen und Gebietskämpfen. Ganz ähnlich in dem alten Italien, dem alten Griechenland dieser Stufe: noch kein einziger Gesammtkrieg, wohl aber eine Fülle territorialer Fehden, die in Rom, Sparta und zuletzt auch in Athen freilich schon die keimende Neigung zu Unternehmungen größeren Maßstabes aufzeigen.

Das geistige Leben dieser Entwickelungstufe wird, um von der auffälligsten Aehnlichkeit zuerst zu reden, in der älteren, richtiger gesagt: in der griechischen Reihe — denn das banausische Rom fällt fast immer aus — im selben Maße von Baukunst, Dichtung und Glaubensbewegung beherrscht wie im neuen

Europa. Die dorische und jonische Bauweise dort, die gothische hier sind das wesentlichste Erzeugniß der geistigen Schaffenskraft des Zeitalters in beiden Fällen. Die nordfranzösisch-deutsche Epik des neuen Weltalters weist in ihren ersten Anfängen noch viel von der frühmittelalterlichen und (daß ich so sage) homerischen Breite und Erzählerlust auf. Aber vieles Tiefste in ihr, bei Chrestien und Gottfried und vollends bei dem Meister des hohen Mittelalters, bei Dante, ist eben so lyrisch, eben so voll von den Entdeckungen neuer Lebens- und Liebeskräfte, eben so ganz in das eigene Ich zurückgewandt wie die besten Dichtungen der provençalischen Troubadoure und Walthers in lallenden Anfängen, wie Dantes und Petrarcas Lieder und, im älteren Weltalter, wie die Gesänge der großen Jonier. Jedesmal war die neue Kunst zugleich eine Regung neuen, tieferen, leidenschaftlicheren Erlebens, jedesmal zitterte in ihr die vom Dichter wach geküßte Seele. Die Vita Nuova ist eben so sehr ein Bekenntniß des zu sich selbst gekommenen Ichs wie die Lieder der Sappho und des Archilochos. Die überraschendste Aehnlichkeit und, wie mich dünkt, den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit all solchen Paralleliſirens bietet der Anblick des religiösen Lebens. Das Glaubensleben der Hellenen ist durch Abgründe getrennt von dem der germanischen Völker, die das Christenthum zwar nicht erzeugt haben, nie auch erzeugt haben würden, ihm aber doch zugefallen sind. Und dennoch zeigen sich gerade auf dieser Stufe bei Griechen wie bei Germanen religiöse Bewegungen, über deren Richtungähnlichkeit man nicht im Zweifel bleiben kann. Die Mysterien der Orphiker und die Mystik von Franziskus bis auf Tauler sind in Form und Inhalt ihrer Gefühlssteigerungen und ihrer Gedanken einander wahlverwandt. Nie haben Hellenen so schmerzensselige Vorstellungen gehabt, als da sie die Gestalt des ehemals so weinfröhlichen Bacchus zu einem leidenden Gotte umschufen; und auch die Germanen, die ehedem den fremden, ihnen von der überlegenen griechisch-römischen Kultur übermittelten Glauben nur kindhaft unselbständig hingenommen hatten, haben gerade damals in dem wunderbar schwimmenden Ineinander höchster Herzenserregung und ganz mächtiger, aber auch ganz unbestimmter Gottesgedanken die erste Form religiöser Erhebung gefunden, die sie selbst geprägt hatten.

Neben dieser innersten und auffälligsten Aehnlichkeit verschwindet eine andere, leisere: der erste Aufschwung forschender, denkender Weltbetrachtung. Hier wird durch das Nacheinander beider Weltalter und durch die Abhängigkeit des jüngeren vom älteren das Vergleichsbild verschoben. Diese Fehlerquelle ist auch sonst vielfach zu berücksichtigen. Die germanische Wissenschaft, im Besitz des reichen Erbes, das sie von den reifsten und letzten Stufen griechischer Geistesentwickelung überkommen hatte, scheint im späten Mittelalter weiter fortgeschritten zu sein als die griechische gleicher Stufe, wenn

man den beiderseitigen Besitzstand in Betracht zieht. In Wahrheit steht es natürlich umgekehrt: die Leistung der ältesten jonischen Denker war unvergleichlich viel höher; aber immerhin ist dies hohe Wollen der Scholastik der Kulturgeschichte des Germanenthumes in Anrechnung zu bringen, als der erste Versuch, sich im Gedanken der Welt zu bemächtigen. Daß er so schülerhaft war, ist vielleicht gerade seiner Abhängigkeit von dem antiken Vorbilde zuzuschreiben: ohne Dies würde er minder frühreif, aber vielleicht auch eigenwüchsiger ausgefallen sein.

Die Neuzeit hebt sich in allen drei Geschichtreihen am Sichersten und Schärfsten in Hinsicht auf die staatliche Form der gesellschaftlichen Entwickelung von ihrer Vorgängerin ab. Sie ist, um es mit einem Worte zu sagen, die Stufe der stärksten Steigerung des Staatsgedankens nach innen wie nach außen. Die Geschichte des äußeren Verhaltens der jetzt erst recht staatgewordenen Völker zeigt in allen drei Fällen das charakteristischste Gepräge und zugleich die offensichtlichste Aehnlichkeit. Der bis dahin auffälligste Unterschied zwischen der griechischen und römischen Staatsgeschichte auf der einen, der germanisch-romanischen auf der anderen Seite fällt schon zu Beginn dieses Zeitalters fort: die griechischen Stadt- und Kleingebietsstaaten fließen zu einer zwar nicht staatsrechtlich gefestigten, wohl aber thatsächlich sehr wirksamen nationalen Einheit zusammen, Rom bemächtigt sich in den ersten Jahrzehnten des Zeitalters mit raschen Schlägen fast ganz Italiens: beide Länder sind damit zu den Großstaatsverhältnissen herangewachsen, die auf die germanisch-romanischen Völker der Neuzeit als ein längst erworbenes Erbgut der Väter gekommen waren. Und da die Staatsgebilde des westasiatisch-nordafrikanischen Orients es auch außerhalb dieser erweiterten Bereiche nicht an Reibungflächen fehlen ließen, so bietet diese Stufe in der griechischen wie in der römischen Geschichte das selbe ihr ganz eigenthümliche Bild außerstaatlichen Verhaltens dar, das auch die germanisch-romanische Neuzeit kennzeichnet: nämlich eine übermächtige, offensiv und expansiv vorgehende Anspannung des Staatsgedankens nach außen. Griechenland hat sich dazu zuerst nur unter dem Eindruck eines auswärtigen Einfalles aufgeschwungen; aber daß es dann sogleich selbst zum Angriff vorging, daß es später, wieder zerfallend, seine inneren Gegensätze mit so maßloser Wuth und Heftigkeit bis zum Verbluten ausfocht, ist bezeichnend. Der Kampf zwischen Sparta und Athen, die Beide Großstaatsausdehnung und mehr noch Großstaatskraft gewonnen hatten, fällt in die selbe Linie, obgleich er nicht auswärtigen Feinden gilt. Daß der peloponnesische Krieg mit den Gebietsfehden des späteren Mittelalters nichts gemein hat, braucht nicht umständlich erwiesen zu werden. Die gewaltige Logik, die der römischen Entwickelung von je her eigenthümlich war, hat in ihr den Typus der auswärtigen Staats-

kunft dieser Stufe besonders rein sich entfalten lassen: die Eroberung Italiens, die punischen Kriege und die Schöpfung eines Universalstaates, der schon das Mittelmeer halb umklammert, sind die Ergebnisse dieses Zeitalters. In der germanisch-romanischen Geschichte aber bedarf es nur einer einzigen geschichtstatistischen Feststellung, um das Gepräge dieses Zeitalters als eines zu maßlosem auswärtigen Umsichgreifen des Staatsgedankens geneigten zu erkennen: man zähle einmal die Staatskriege zwischen 900 und 1200, dann die von 1200 bis 1500 und von 1500 bis 1800. Es sind jedesmal drei Jahrhunderte und es sind die Zeiträume, die abgerundet dem frühen, dem späten Mittelalter und der Neuzeit entsprechen. Man wird finden, daß es in den ersten dreihundert Jahren fast keine, in den zweiten nur sehr wenige und in den letzten ungemein viele — man ist versucht, zu sagen: kaum je abreißende — Staatskriege gab.

Die innere Staatsgeschichte zeigt einige Verschiedenheiten der Verfassungform; bringt man aber zum Kern der Sache, so ergiebt sich hier fast die selbe Aehnlichkeit. Kein Wunder, denn es handelt sich um die selbe Grundkraft, nämlich das Uebermächtigwerden des Staatssinnes. Zu all den thörichten Verallgemeinerungen, aus denen man sich das Gesammtbild einer in Wahrheit nie dagewesenen Antike aufgebaut hat, gehört auch die Fabel von der Kraft ihres Staatsgedankens. In der That ist er in der Verfassungsgeschichte der Römer und Griechen erst auf dieser Stufe zu voller Reife gekommen: in Rom, wie gewöhnlich, mit größerer Folgerichtigkeit. Wie auffällig, daß der Ständekampf diese zwei Jahrhunderte über völlig schweigt! Die neue, durch demokratische Einrichtungen halb maskirte Adelsherrschaft leitet den Staat mit unumschränkter Vollmacht, mit wachsender Ausbildung des Amts- und Heereswesens und unter Auflegung der härtesten Opfer an Gut und Blut. Fast ganz ähnlich in Athen, obwohl die minder in Zucht gehaltene Leidenschaftlichkeit der Griechen es zu innerer Ruhe nicht kommen läßt. Die Mischung aristokratischer Macht mit demokratischen Schein- und Fassadenzugeständnissen weicht nicht so gar weit von der römischen Entwickelung ab: alle großen Führer von Staat und Heer in den Perserkriegen gehörten dem alten Adel an und auch in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts war es nicht viel anders.

Alle demokratischen Neuerungen haben jedenfalls auch hier nicht verhindert, daß die straffste Anspannung des Staatsgedankens, die Ausbildung der mannichfachsten neuen Werkzeuge das Gemeinwesen für Krieg und Frieden und ein ungeheures Maß von Hingebung der Bürger an den Staat die entscheidenden Züge des Bildes liefern. Gewiß: in fast allen Staaten der germanisch-romanischen Neuzeit wich die Verfassungform von der antiker Republiken weit ab; hier war fast überall die Königsmacht an Stelle des

Adels oder einer adelig geleiteten Volksherrschaft der Träger des neuen Staatsgedankens und sie legte den Bürgern als Zwang auf, was sie in Rom und Athen in freiwilliger Huldigung darbrachten. Aber erstens bieten England und mancher kleinere Adels- oder Volksstaat Ausnahmen, die in hohem Maße an Rom erinnern: die regirende Aristokratie des Venedig von 1500 oder des England von 1750 weist diese Aehnlichkeit oft in überraschendem Maße auf. Und dann ist Zweck und Ziel des ganzen Treibens doch auch in den neuen, beschränkt regirten Königreichen des Festlandes der selbe. Schon die äußeren Merkmale, die Gliederung, Verfeinerung und Steigerung des Beamten- und Heerwesens, sind die selben, nur noch folgerichtiger zu berufmäßiger Absonderung und Arbeitstheilung getrieben, wie etwa in dem perikleischen Athen, dem Aristoteles sein ungeheures Beamtenheer so scharf nachrechnet. Auch die noch fast tiefer eingreifende Durchdringung des ganzen Lebens und aller Bestrebungen des Einzelnen mit Staatsgedanken ist überall in den Graden verschieden, in der Grundrichtung die selbe.

Die Klassengeschichte dieser Stufe ist in allen drei Entwickelungreihen minder belebt und erregt als auf irgend einer frühern oder späteren. Eine grundstürzende Verschiebung des Schwergewichts wenigstens ist nirgends eingetreten. Das Bürgerthum wächst überall; aber zu wirklich tiefgreifenden Auseinandersetzungen zwischen ihm und dem immer noch vorwiegenden Adel kommt es nirgends. Die englischen Bürgerkriege, an die man zu denken geneigt ist, sind kein sozialer Kampf. Das Wirthschaftleben aber weist ein stetiges Ansteigen der Geldwirthschaft, ein Aufblühen von Handel und Schifffahrt und die ersten Anfänge des Großbetriebes im Gewerbe auf.

In den Bezirken des geistigen Lebens ist dieser Zeitabschnitt überall bei Griechen und Germanen — nur wieder nicht bei den barbarischen Römern — die Zeit der Reife und des großen Mittags. Die reichste und zugleich leidenschaftlichste aller Dichtgattungen, das Drama, feiert jetzt in der Spanne zwischen Aischylos und Aristophanes, zwischen Shakespeare und dem jungen Goethe seine höchsten Triumphe. Trotz allen auch hier immerfort störend eingreifenden Einwirkungen des älteren Weltalters auf das jüngere ist auch die Entwickelungrichtung ähnlich, insofern sie von stilstarker zur Wirklichkeitkunst führt. Die letzte Stufe, auf der die griechische Bühnenkunst anlangt, die in sich zerfallene Seelenmalerei des Euripides und die beißende Satire des Aristophanes, hat in ihrer Annäherung an die Realität, die innere wie die äußere, und in ihrer sehr starken Schilderungskraft viel Wahlverwandtschaft mit dem Realismus der Zeit zwischen 1750 und 1780, zwischen dem letzten Ausklingen des Renaissance-Klassizismus und dem Beginn des neuen, bewußt antikisirenden Klassizismus, mit dem Realismus Rousseaus und des Werther. Die bildende Kunst erlaubt nur sehr viel vorsichtigere Ver-

gleiche dieser Art, da hier die jüngere Entwickelung in gar zu knechtische Abhängigkeit von der älteren gerathen ist. Die Griechen haben, was die Wegleistung angeht, in dem einen Jahrhundert viel größere Entwickelungstrecken hinter sich gebracht als die germanisch-romanischen Völker in drei, obwohl der Abschnitt ihrer Laufbahn, der dem Quattrocento entspricht, noch tief in ihre Neuzeit hineinragt. Aber das Gemisch von hoher Feierlichkeit und großer Weichheit, das des Phidias Kunst in Form und Auffassung darstellt, hat viel innerste Aehnlichkeit mit dem Wesen der eigentlichen Renaissance; der freilich spätere, erst am Schluß der griechischen Neuzeit aufgetretene Skopas ist des Michelangelo Blutsverwandter, Praxiteles der Fleisch gewordene Geist aller tändelnden Barock- und Rokoko-Anmuth. Daß die Griechen hier um einen Schritt zurückbleiben — ich meine natürlich nicht, an Werth der Leistung, sondern in der Geschwindigkeit der Entwickelung —, ist nicht im Mindesten auffällig: durch die Einwirkung ihres Vorbildes waren ja die Künstler des germanischen Weltalters gleicher Stufe unvergleichlich weit gefördert. In diesem Wettlauf hat jene Beeinflussung die Bedeutung einer Vorgabe von oft mehr als einem ganzen Zeitalter gehabt. Nur dort, wo sie sich nicht allzu stark geltend gemacht, wie in der Geschichte der Weltanschauung, stellt sich das Verhältniß gleichen Schritthaltens wieder her: bei Griechen wie bei Germanen ist dieses Zeitalter das Zeitalter der hochfliegenden, bauenden Welt- und Lebensweisheit. Und auch hier ist die Entwickelungrichtung gemeinsam von den Spekulationen der Naturphilosophen und Leibnizens, dem Pantheismus des Anaxagoras und Spinozas zu der nüchternen Beobachtung der Wirklichkeit bei den Sophisten und den großen Engländern und von dort wieder zu den höchsten Höhen phantasie-beschwingter und doch begriffsstarker Erkenntniß bei Platon und Kant. Aus der sonst um Sternweiten verschiedenen Glaubensentwickelung sei nur auf den einen gemeinsamen Punkt hingewiesen: auf das gegen Ende des Zeitalters bei den Griechen wie im neuen Europa gleichmäßig nachzuweisende Erkalten des alten Glaubens.

Doch im Grunde kommt wenig an auf solche Einzelheiten; man kann auch auf sie verzichten. Maßgebend ist und bleibt die gesellschaftlich-staatliche Entwickelung deshalb, weil sie sich in der neuen europäischen Geschichte im Wesentlichen unabhängig von der alten vollzogen hat. Für sie aber ist auch auf der letzten Entwickelungstufe, in der neusten Zeit der germanisch-romanischen Geschichte, ein so starkes Maß von Gemeinsamkeiten nachzuweisen, daß man auch für sie noch von einem Parallelismus zu reden berechtigt ist. Die Verfassungsgeschichte lehrt es zunächst am Deutlichsten. Das Jahrhundert der Revolutionen, das in Rom dies Zeitalter eröffnet, hat mit der französischen Geschichte des gleichen Entwickelungsabschnittes die auf-

fälligste Aehnlichkeit: demokratische und militärisch-imperialistische Umsturzbewegungen in buntem Wechsel sind das Zeichen der Zeit hier wie dort. Und die Verbindung dieser zwei so entgegengesetzten Strebungen des Verfassungslebens bietet überhaupt das Losungwort zur Erkenntniß dieses Zeitalters. In der hellenischen Geschichte, die sich jetzt zur hellenistischen erweitert, hält sich im vierten Jahrhundert noch die alte, jetzt ganz fett, friedensselig und bourgeoise gewordene Volksherrschaft, die nun wohl der alten adeligen Zusätze sich allmählich entkleidet. Eubulos, ein großer Finanzminister, der letzte große Staatsmann Athens: Das ist bezeichnend. Dann greift der Imperialismus um sich, leise schon in Griechenland selbst — man gedenke der zweiten syrakusischen Tyrannis —, mit Erfolg erst, als das Preußen der Griechenwelt, als das halbbarbarische Makedonien sich zum Führer und Alleinherrscher aufwirft. Der Demokratismus stirbt nicht aus, die alten Freistaaten von Hellas behalten ihn bei, aber sie führen ein gedrücktes, überschattetes, gänzlich glanzloses Dasein unter der Makedonierherrschaft. Das schnell geschaffene Weltreich zerfällt eben so rasch, aber für die geschichtliche Betrachtung bleibt es doch das größte Beispiel der zur Welteroberung gesteigerten Staatsexpansion dieser Stufe und die aus ihm hervorgegangenen Theilstaaten sind immer noch ungeheuer weite, unumschränkte Reiche mit einer stets aufgeregten Weltpolitik. Von einem Imperialismus des inneren Zustandes — Das heißt: von der eigenthümlichen Mischung absolutistischer und demokratischer Instinkte, die diese modernste Form des Königthumes auszeichnet — kann man im Hinblick auf sie nur deshalb sprechen, weil unter den Kronen und einem übermächtigen Beamten- und Heerwesen eine ganz bürgerliche und im sozialen Sinne demokratisirte Gesellschaft ihr Wesen treibt.

Das Rom der Caesaren und ihrer Vorläufer seit Tiberius Gracchus hatte nach außen im Welterobern noch dauerhafteren Erfolg und hat auch im Innern den Typus noch schärfer herausgebildet. Die ganz undynastische, fast unmonarchische Unerblichkeit der höchsten Staatsgewalt, der auffälligste, wichtigste und daher denn auch von der mikroskopirenden Forschung unserer Tage am Wenigsten beachtete Punkt im gesammten Staatsrecht der Kaiserzeit, zeigt sehr deutlich, daß dieser Imperialismus mit mehr als einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt war. Die Uebermacht des Staatsapparates, militärischer und bureaukratischer Einrichtungen ist gegen Ende der Kaiserzeit noch stärker herausgetrieben.

Die Aehnlichkeit unserer neusten Zeit mit diesen Vorgängerinnen auf der gleichen Entwickelungsstufe braucht nur in leisen Strichen angedeutet zu werden, um sie erweislich zu machen. Imperialismus nach innen und nach außen ist seit 1850 noch mehr die Losung als seit 1800: Kolonisiren, Erobern nach außen, militärisch-bureaukratische Ausbildung der Staatsgewalt

nach innen ist selbst für das republikanische Frankreich, das parlamentarische England das Ziel einer sehr starken Bewegung, von Rußland, Deutschland und anderen Staaten ganz zu schweigen. Selbst die übelste Verfallserscheinung des spät kaiserlichen Roms, die Heraufführung eines künstlichen Mittelalters durch Verzünftelung und Vererblichung ganzer Berufe, das Hinstreben zur Schaffung eines hörigen, an die Scholle gefesselten Bauernstandes bleiben in unseren Tagen nicht ganz ohne Seitenstücke. Und selbst die Mumie des einmal schon verstorbenen Römerreiches, die in Byzanz noch ein Jahrtausend lang von den Stürmen der Zeiten zufällig verschont blieb, lockt zur Nachahmung.

Gewiß: alle diese Bestrebungen sind heute jugendkräftiger, gesunder. Von den sechs Jahrhunderten, die dieser Entwickelungabschnitt im Römerreich erfüllte, ist übrigens auch erst eins zurückgelegt, so daß auch der trübsinnigste Beobachter aus diesen Aehnlichkeiten heute noch keine Verfallsprognose herauslesen könnte. Wesentliche Unterschiede aber zeigt eher die entgegengesetzte Strömung, der Demokratismus, — doch auch nur Unterschiede der Stärke, nicht der Richtung. Den römischen Großstadtpöbel mit dem vierten Stande des neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts zu vergleichen, wird Niemand beikommen dürfen. Doch gleicht das heutige Großbürgerthum dem hellenistischen und spätrömischen ganz auffällig, in seiner sozialen Haltung wie in seinen wirthschaftlichen Erfolgen. Großhandel und Schiffahrt haben in Alexandrien zur Zeit der Ptolemäer, in Rom zur Zeit der Caesaren nicht so riesenhafte — aber sonst ganz gleich geartete — Blüthen getrieben wie in dem London, Hamburg oder New-York unserer Tage. Auch unser Geldgeschäft und Großgewerbe haben mehr als einen Vorgänger für ihre Wirthschaftformen dort zu suchen. Sozialistisch-kommunistische Folgerungen hat auf dem Papier wenigstens auch Griechenland aus dem demokratischen Gedanken gezogen; der Tag, an dem in Argos fünfzehnhundert Reiche mit Knütteln erschlagen wurden, und die römischen Sklavenkriege beweisen, daß man mitunter auch zu sehr nachdrücklicher That überging. Und wenn das so viel bessere Gedeihen des modernen Proletariates, verglichen mit dem griechischen oder römischen, von dem scharfsinnigsten der Anwälte des historischen Materialismus auf die Fesselung des vierten Standes durch die Sklaverei zurückgeführt wird, so ist Das wohl richtig. Nur wird damit die Frage durchaus nicht endgiltig von der anderen nach Lebenskraft und Kräfteverfall der Völker und ganzer Völkergruppen abgelöst. Denn lebenskräftigere Nationen hätten sich wohl auch von diesem aus Urzeit und Alterthum herstammenden Erbstück unreifer Wirthschaft- und Gesellschaftordnung endlich befreien müssen. Jedenfalls ist festzuhalten, daß auch hier die alt- und die neueuropäische Entwickelung wohl Grad-, aber nicht Richtungunterschiede aufweist.

Das geistige Schaffen dieser Entwickelungstufe zeigt wieder die schlagendsten Aehnlichkeiten in beiden Kulturreihen. Am Auffälligsten ist die der Wissenschaftgeschichte: das Ueberwiegen beschreibender und empirischer Forschungweisen, das Blühen der Einzelwissenschaften und die verhältnißmäßig geringere Beachtung, die man der ehemals fast allein gepflegten Lebensweisheit und Daseinsforschung gönnt, zeichnen die helleniſtisch-alexandriniſche Zeit ganz eben so aus wie das neunzehnte Jahrhundert. Die Erfolge der griechischen Naturwissenschaft, an sich große, waren viel geringer als die der modernen, der Gesammtanblick aber ist ein durchaus ähnlicher. In den Bezirken der geschichtlichen Forschungzweige ist das Uebergewicht einer sehr genau, aber im höchsten Sinne ganz unselbständig verfahrenden Philologie in beiden Fällen gleich.

Die bildende Kunst ist in diesem Zeitalter in Alexandrien zu einem so radikalen Naturalismus vorgedrungen, daß der Vergleich mit moderner Geistesrichtung sehr nahe liegt. Nebenher ging eine historistische Kunstübung, die sich von unserem Klassizismus und seinen bis auf den heutigen Tag noch nicht verhallten, nur immer dünneren und schwächeren Nachklängen nur durch größeres Können unterscheidet. Das herrlichste Werk helleniſtischer Kunst, die Venus von Milo, ist solchem Nachahmungeifer entsprungen; und der Altar von Pergamon mag sich zu Skopas verhalten wie unser heutiges, freilich unvergleichlich schlechteres Neubarock in Bildnerei und Baukunst zu Michelangelo.

Schließlich ist die seltsame Wiederaufwärtsbewegung des Glaubens, in der sich das späteste Heidenthum und das neue, vom Orient eingeführte Christenthum so wunderlich begegneten, die also nicht allein von dem neuen Glauben ausgegangen ist, sondern ein Erzeugniß des Geistes dieser Zeit gewesen sein muß, wiederum nicht ohne Seitenstücke im neunzehnten Jahrhundert. Denn man weiß, mit einem wie starken Antrieb neuer Gläubigkeit dieses einsetzt; und wer will sagen, ob der mit 1900 beginnende Zeitabschnitt nicht, wie in so vielen anderen Stücken, auch in diesem eine verstärkte Wiederholung der Bewegung von 1800 bringen wird?

Eine erschöpfende Betrachtung des älteren und des neueren Weltalters der europäischen Geschichte kann sich nicht auf die Feststellung der Aehnlichkeiten und Gemeinsamkeiten beider Reihen beschränken. Ihre zweite Aufgabe wird immer sein, die tiefen und zarten Besonderheiten zu erkennen, die jeder von beiden eigenthümlich sind und von denen hier mit voller Absicht niemals die Rede war. Aber auch dieses Amtes wird die Geschichtforschung nur dann mit Erfolg warten können, wenn sie durch jene Vergleichung erst das gemeinsame Gut ausgeschieden und vor Allem durch Herstellung solchen Stufenbaues die Theilstrecken beider Kulturwege herausgefunden hat, die in Hinsicht auf Aehnlichkeit und Unähnlichkeit überhaupt verglichen werden dürfen.

Ueberwiegt aber schließlich, wovon diese Untersuchung allerdings ausgeht, die Gleichheit der Entwickelung, ist bei aller Ueppigkeit des Formen- und Farbenreichthumes die Struktur beider Weltalter ähnlich, so ist damit ein gutes Stück des Weges zur Auffindung geschichtlicher Gesetze zurückgelegt. Inwiefern: Das zu zeigen, möge einer zweiten Darlegung vergönnt sein, die versuchen will, die begrifflichen Folgerungen aus dem heute nur erfahrungmäßig vorgetragenen und zwar schon geordneten, doch immer erst in reiner Beschreibung dargebotenen Stoff zu ziehen.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Die tausendundzweite Nacht.*)

„Scheherazade!"

„Mein Vater?"

„Der großmächtige Herrscher ist huldvoll gestimmt; es hat Seiner Majestät gefallen, Dir nach diesen 1001 Nächten das Leben zu schenken. Es ist jetzt wieder Abend geworden, meine Tochter. Seine Majestät sandte mich her zu Dir. Er erwartet Dich noch diesen Abend; aber nicht der Tod, sondern die Liebe soll Dein Lohn sein."

Der Großvezier in seinem Gewand aus blauer Seide stand hochaufgerichtet an der Pforte des kleinen Serails, wo seine Tochter 1001 Tage gewohnt hatte. Jeden Abend hatte er selbst sie mit klopfendem Herzen zu dem großen König geführt. Jeden Morgen, nachdem sie ihre Geschichten erzählt hatte und der König zufrieden eingeschlummert war, hatte er sie wieder ins Serail zurückgeführt. Und jeden Morgen war es ihm, als sei ihm die Tochter von Neuem geboren. Hatte nicht eines Morgens der König, da er von seiner Gattin betrogen war, alle Jungfrauen vor Scheherazade enthaupten lassen? Nur seine Tochter blieb am Leben, denn der König stand ganz im Banne ihrer Märchen und sehnte sich stets danach, sie weiter zu hören. Jetzt endlich war der König weich und gnädig gestimmt. Künftig sollten keine Jungfrauen mehr geopfert werden; und Scheherazade, seine Tochter, würde Königin sein!

Er sah das Mädchen an. Ihr Antlitz war bleich von den vielen Nachtwachen, die Augen waren dunkel und leuchtend, wie wohl abends ein Teich, in

*) Vom Fräulein Otten nach dem holländischen Manuskript übersetzt.

dem sich ein Licht spiegelt. Sie war wie eine in lichtlosem Treibhaus erblühte Blume; wohl hatten die Formen sich schön entwickelt, doch die Farbe fehlte. Ihm war, als sei die Tochter selbst einer der Geister, von denen sie so oft in ihren Märchen erzählt hatte. Jetzt aber würde eine Zeit der Ruhe, des Glückes und der Blüthe anbrechen. Königin würde sie sein, die muthige Scheherazade, die sich für die Jungfrauen des Landes geopfert und verstanden hatte, den König zu gewinnen. Und wieder, wie alle Tage, auf seinen Arm gestützt, schritt das schlanke Mädchen neben dem Großvezier dahin und ward hereingeführt, mitten durch die Reihen der Wächter, in den großen Saal, wo der König mit gekreuzten Beinen auf einem seidenen Divan saß und ihrer harrte. Als sie nun aber eingetreten und allein mit dem König war, wies er ihr nicht, wie sonst, das seidene Kissen an, das zu seinen Füßen lag und worauf sie sich niedersetzen mußte, wenn sie ihm in stiller Nacht ihre Märchen hersagte; sanft und freundlich lud er sie diesmal ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Die bleiche Scheherazade sah ihm in die Augen; und der Gedanke durchzuckte sie: Dieser Mann ist nun für immer in Deiner Macht! Nacht vor Nacht hatte sie geduldig ihre Märchen gesponnen, wie weiße Leidensfäden. Jede Nacht ward der König ein Wenig milder, ein Wenig sanfter gestimmt. Und jede Nacht fühlte sie sich ein Wenig weiter vom grausen Tode entfernt. So war sie denn auch heute, da ihr Vater ihr die frohe Kunde brachte, ruhig und unbewegt geblieben. Ihr Streben war gewesen, die Jungfrauen des Landes vor gewaltsamem Tod zu beschützen, nicht aber, des blutgierigen Fürsten Gattin zu heißen.

„Nicht neben Euch: Euch gegenüber ist mein Platz, hoher König!“ sagte sie und ließ sich auf das Kissen niedersinken.

„So war es, so ist es nicht mehr. Ich habe Dich lieb, Scheherazade.“

Durch den weißen Körper des erschöpften Mädchens fuhr ein Zittern ... Der Tod wäre ihr lieber als die leiseste Berührung von der Hand des grausamen Peinigers. Er hatte sie lieb ... Und sie, sie haßte ihn mit dem ganzen Abscheu der empfindsamen Dichterin gegen den Frauenhenker.

„Ich habe Dich lieb, Scheherazade“, wiederholte der König, der von der Höhe seines Divans milden Blickes auf sie niederschaute, wie er so viele Nächte gethan, wenn die Musik ihrer Stimme zu ihm emporschwebte und er in der Traumwelt lebte, die sie vor ihm schuf.

Aber sie schlug jetzt nicht, wie sonst, die schmachtend dunklen Augen zu ihm auf, diese Augen, die ihm einen Einblick in andere Welten gewährten. Sie hielt das Köpfchen gesenkt und er sah nur den schweren Knoten ihres üppigen schwarzen Haares und ein schmales Streifchen ihres zarten, weißen Halses, den ein seidener Kragen umhüllte.

„Ich habe Dich lieb, Scheherazade ... hörst Du nicht?“

Sie richtete das Antlitz zu ihm empor. „Majestät, Ihr habt mir das Leben geschenkt. Das ist genug.“

„Aber ich will Dir mehr, will Dir Alles geben, was ich zu geben habe, meine Schätze, meine Länder, meine Titel, mein Ansehen, meine Macht und mein Herz. Das Alles will ich mit Dir theilen.“

„Herr, das Leben ist mir genug ...“

„Also Du liebst mich nicht?“

„Herr, mehr als das Leben könnt Ihr mir nicht geben, denn mein Leben ist ein Leben, tausendfältig . . . Und Ihr könnt mir nur ein Leben schenken, das Eure; und das würde ich mit Euch theilen.“

Der König staunte. Wie? Dies kleine, schwache Mädchen, das tausendundeine Nacht seine Sklavin gewesen, das nach seinem Wohlgefallen sprechen mußte, Stunden auf Stunden, und dem er jeden Morgen von Neuem in seiner Gnade einen Aufschub des drohenden Foltertodes gewährt hatte, dieses Mädchen fiel ihm nicht dankbar zu Füßen, jetzt, da er sie zur Königin erheben wollte? Einen Augenblick ward er zornig. „Weißt Du wohl, Undankbare, daß ich Dich mit einem Wort qualvollem Tod überliefern kann?“

Sie blickte ihn noch immer fest und unerschrocken an. „Ich weiß, daß ein König mit einem Wort ein königliches Versprechen brechen kann.“

Er erschrak. Das einmal gegebene Wort konnte nicht zurückgenommen werden. „Und warum verwirfst Du mich?“ fragte er; noch immer klang die Stimme drohend.

„Herr, freiwillig erbot ich mich, für eine Nacht Eure Märchenerzählerin zu sein, als rings im Lande in so vielern Häusern Trauer herrschte, weil die liebe Tochter, die geliebte Schwester, die schöne Braut zu Euch entboten war, um, — ach, um niemals wieder heimzukehren! Damals, in jener ersten Nacht, als ich zu Euch kam und das ganze Land froh und dankbar war, weil es hoffte, ich würde das Märchen finden, das für Väter, Mütter, Brüder, Schwestern und Liebende zu so süßer Gewißheit werden könne, und doch immer noch fürchtete, der Morgen könne auch mir, wie allen Anderen, den Foltertod bringen, da war meine That geringer, als sie schien. Denn seht, ich war tiefunglücklich und zu Tode betrübt und der Tod hätte mir Erlösung gebracht.“

Traurig schlug sie die Augen auf und that einen langen Zug aus dem Bernsteinmundstück des Nargileh. Langsam blies sie den Rauch aufwärts; und der König athmete den Rauch ein und fühlte das blaue Wölkchen wie eine Liebkosung von Scheherazade über sein Antlitz streichen.

„Und warum warst Du so traurig, mein Opal des Abendhimmels, mein Rubin der Kirgiesh-Gruft?“ fragte er sie sanft.

„Herr, ich lebte nicht das Leben der anderen Menschen. Nie bestand für mich dieses irdische Leben so, wie es ist, sondern stets sah ich es durch das vielfarbige Prisma eines Traumes, eines Ideals, einer Hoffnung, einer Erwartung, einer Erinnerung, einer Phantasie, einer Zukunft. Ich kann alle Zeiten der Vergangenheiten durchleben und mir einbilden, in allen Zeiten der Zukunft zu sein. Doch — wehe mir! — nie lebte ich im Heute. Wenn meine Mutter mich liebkoste, glaubte ich, ich sei eine Prinzessin aus dem alten Haus des Harun al Raschid und meine Mutter seine Auserkorene. Wenn mein Vater mich küßte, bildete ich mir ein, die schwarze Braut zu sein, die den großen Heerführer küßte, bevor er gegen die Schaaren der Franken auszog, die das Kreuz anbeteten. Meine Schwestern, meine Freundinnen, sie Alle fanden einen Geliebten und liebten ihn zärtlich wieder; ich aber . . . Wohl fand ich viele Anbeter, wohl klang jeden Abend, wenn ich hinter den Gittern meines Serails träumend auf dem Divan lag, der süße Sang eines anderen Werbers an mein Ohr, doch nicht zu ihm zogen mich seine Lieder, sondern zu Euch. Ich träumte von Euch!“

„Du liebtest mich also, blanke Perle des Quellensprudels?"

„Ich glaubte es, großer Herr, bis zu dem Augenblick, da Ihr gnädiglich Eure Sklavin niedersitzen ließet, daß sie Euch ihre Märchen erzähle. Da schwebte meine Liebe hinweg auf dem weißen Rücken des grausamen Vogels Phantasie. Ich wollte den Vogel zurückhalten; aber seht, jede Nacht, wenn ich hier vor Euch saß und fühlte, wie die Kette meiner Märchenworte zu einem Bande ward, das sich um Euch und um mich schlang ... Sobald ich aufstand, flog der Vogel weiter, — immer weiter in die unerreichbaren Lande, wo nicht der Körper weilt, sondern nur die Seele. Und als dann der letzte Tag anbrach, als dann mein würdiger Vater mir das Wort Eurer Gnade verkündete, seht, da war der Vogel verschwunden an einem fernen, unbestimmten Horizont und Euch fühlte ich eben so weit entfernt von mir ... Nicht Euch, o Herr, habe ich lieb, sondern nur die Vorstellung von meinem König."

„Und wie ist diese Vorstellung, Du Leitstern verirrter Karawanen?"

„Ach, so ganz anders als die Wirklichkeit! ... Es war einmal ein großer König von Indien", sprach sie mit ihrer süßen Stimme, die ihre Worte trug, wie ein vom Frühlingswinde bewegter Ast seine Blüthen trägt, „der mächtiger war als Alle und schöner als Viele. Eines Tages berichtete ihm sein treuer Eunuche, die erhabene Gemahlin des Herrn habe den Schleier zurückgeschlagen vor den begehrlichen Blicken des Befehlshabers über Zehntausend."

„Das ist nicht Phantasie, sondern Wirklichkeit! Der König bin ich!"

„Ihr wart es", fuhr das Mädchen fort, „bis zu diesem Wort; doch da kam der grausame, weiße Vogel Phantasie ... Der große König ließ die ungetreue Gemahlin und den Befehlshaber zu sich entbieten. Beide waren mit Ketten schwer belastet und bebten vor Furcht. Ein sicherer Tod wartete ihrer. Aber der König hatte anders beschlossen. ‚Sünderin und Sünder', sprach er, ‚Euch habe ich geliebt und Euch habe ich geehrt bis heute; sollte denn Eure Untreue mich untreu werden lassen meiner Liebe und meiner Ehre, die weder untreu noch unbeständig ist, da ich ein König bin? So gehet denn frei aus von hier und lebet zusammen und kündet meinem Volke dieses mein Urtheil, damit es wisse, daß nichts auf der Welt die Liebe und die Ehre eines Königs anzutasten vermag. Geht!'"

Scheherazade war aufgestanden und wies mit gebietender Geberde dem König, der seine Ehre dadurch gerächt hatte, daß er seine Frau und den Hauptmann töten, die Jungfrauen des Landes aber zum Scheiterhaufen schleppen ließ, die Thür ... Er sank in sich zusammen und ging wankenden Schrittes auf den Vorhang zu. Weinend stand er da. Dann zog er das Schwert und bohrte es sich in den Leib.

Scheherazade hörte seinen Todesschrei nicht. Die müden Augen hatten sich geschlossen. Sie lebte in einer neuen Phantasie und lächelte. Sie warf das Köpfchen leicht zurück und bot das rothe Mündchen dar, wie eine Frucht, die gepflückt werden will. Scheherazade träumte, der König von Indien gebe ihr den Brautkuß ...

Paris. Bernard Canter.

Moderne Kunst.

Kein Ausstellungsgebäude ohne Kuppelsaal; kein Bildermarkt ohne Kathedralstimmung. In solchem Bestreben, dem Besucher weihevolle, feierliche Empfindungen aufzudrängen, bevor er in die Kojen entlassen wird, stimmen alle Veranstalter größerer Kunstausstellungen überein. Nur kleinere Sezession-Gemeinden, wie die berliner unter des skeptischen Liebermann Führung, verzichten auf die pathetische Einführung. In der Kantstraße machte man sich keine Flausen vor; höchstens die eine, man sei den „Anderen" durch solche Verachtung aller Feierlichkeit weit überlegen. Diese ehrliche Selbstgerechtigkeit ist aber nicht der Weisheit letzter Schluß. Denn im Grunde ist es einer der paar ewigen Instinkte, der die Künstlergenossenschaften veranlaßt, ihren Kunstmessen eine festlich-feierliche Folie zu geben: das unzerstörbare Gefühl, daß alle Kunst ihrem innersten Wesen nach Kult ist und nie etwas Anderes sein sollte. Dieser Instinkt, angewandt auf die zu einem Marktgeschäft gewordene Malerei und Skulptur unserer Zeit, muß all jene Verzerrungen hervorrufen, wovon ehrliche Naturen in die Anschauungskreise der neueren, wissenschaftlichen Profankunst hineingetrieben werden.

Aber hier wird ihres Bleibens nicht lange sein, sofern sie wahrhafte Künstler sind, also: wahrhaft Verehrende. Die große Kunst gehört in den Tempel, dahin, wo angebetet wird; von hier erst steigt sie zum Palast und Heim schmückend hinab. Wenn eine allgemeine Idee der Anbetung, reif genug, um das Dogma hervorzubringen, sich aller Künste anspruchsvoll als Suggestivmittel bedient, die ganze Schönheit herrisch für ihre Apotheose dienstbar zu machen weiß, dann ist der Grund zu einer Kultur gelegt. In solchem Zwang zur Harmonie erreicht die bildende Kraft eines Volkes ihre Mittagshöhe; und dann folgt die Erscheinung, daß die Künste sich allgemach mit der sittlichen Weltidee vollkommen identifiziren. Das einzelne Kunstwerk, wie unsere Zeit es hervorbringt, ist stets unorganisch und löst nur künstliche Sensationen des wissenschaftlichen Wahrheitdranges oder der lyrischen Empfindelei aus. Erst wenn ein Klang zum anderen kommt, wenn die im Tempel aufs Sakrament, auf das Symbol der ewigen Mysterien gerichtete Aufmerksamkeit durch strebende und gewölbte Architekturen, durch erregende Farben bunter Fenster und heiliger Bilder, durch rauschende Orgelharmonien und betäubende Düfte hymnisch zur Ekstase gesteigert wird, erst dann erfüllt die Kunst ganz ihre Bestimmung: sie steigert das Lebensgefühl, stimmt zum Singen und Tanzen, — nicht zum Denken.

Wo der Zweifel herrscht, giebt es nur Verfall; wo Alle die selbe Zuversicht trägt, ist die Kraft zur Kultur. Zum Wesen der Kultur gehört der Glaube. Nicht auf „Wahrheit" kommt es an, sondern auf Illusion-

fähigkeit, auf einen erhabenen Selbsttrug, mit dessen Hilfe die Menschen, ohne peinliche Fragen an das Schicksal, in den Tag hineinleben können, auf eine Ueberzeugung, die uns die ewig lastende Sorge vom Herzen nimmt. Dann bezieht sich alle Kunst auf das ewig Eine und jubelt in vollen Harmonien das Hohelied von der Lebensfreude: sie wird Kult.

Wo wir in unseren Kunstausstellungen die beabsichtigte Tempelstimmung merken, ist sicher das unzerstörbare Gefühl für den religiösen Charakter der Künste an der Arbeit gewesen. Welches Mißverhältniß mußte aber entstehen, als der rechte Instinkt von der leitenden Idee verlassen war, als die blanke Banalität des Alltags pathetisch umschrieben werden sollte! Die einzelnen Künste bezwecken heute nur sich selbst und fristen ein kläglich naturalistisches Dasein; trotzdem sucht der Drang nach der großen Harmonie diese entheiligte, in den Niedrungen der Prosa sich umtreibende Pseudokunst mit Feierlichkeit zu verklären.

Aus dem Gottesdienste ist längst ein Beruf geworden, der nach Schweiß riecht; der Künstler ist nicht mehr Inbrünstiger oder ein froh Anbetender, sondern Spekulant. Mit der Schönheit wissen sich die Menschen, seit ihre Stimmen nicht mehr jauchzend im Chor klingen, nicht zu unterhalten. Das Erhabene wurde ein Nervenkitzel; die Muse ist zur Erzieherin, zur Gesellschafterin erniedrigt. Wir haben Museen, wo alte Kultur, in Ermangelung einer eigenen, mühsam konservirt wird; und das einzig Würdige wäre doch, wenn diese alten Bilder einer großen Zeit mit den letzten Traditionen an Altar und Wand langsam verbröckelten. Aber freilich: wir müßten selbst stark sein, um die Schönheit der Auflösung genießen zu können. Und unsere Kunstausstellungen: was sind sie denn als breite Trödelmärkte des idealen Vermögens der Nation?

Die Sezession hat wohl Recht, wenn sie von dem Humbug einer falschen, leeren Feierlichkeit nichts wissen will und die Sache für Das giebt, was sie ist. Aber die großen Ausstellungen haben auch Recht, wenn sie krampfhaft die letzten echten Instinkte zu erhalten suchen und verzweifelte Anstrengungen machen, um die Kunst nicht ganz ins Getriebe der Gasse hinabgleiten zu lassen. Selbst die pathetische Phrase des Kuppelsaales ist besser als eine Markthalle, die allein dem Wesen unserer Kunstproduktion entspräche.

In Berlin treten die Unwahrheiten und Widersprüche besonders grell an den Tag. Es ist nicht schwer, über die berliner Ehrensaalstimmung ein witziges Feuilleton zu schreiben. Welchen dankbaren Stoff bieten die vor allen Thoren dieser Ausstellung liegenden Kneipen — die Schänke war von je nah bei der Kirche — und wie viel Material fliegt Einem zu, wenn man die soziale Athmosphäre untersucht, die hier sowohl von einer Schaar proletarisch verzweifelter oder bourgeoismäßig gesättigter Künstler wie von

einer größeren Schaar im Kreise der Musikpavillons lustwandelnder und sich verstohlen anbietender Dirnen ein- und ausgeathmet wird! Der Markt der Liebe neben der Kunstmesse, die Prostitution in den Vorhöfen des „Tempels." Aber „wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen!"

Es giebt viele Wege nach Rom. Nicht nur in der Sezession kann man Entwickelungen verfolgen. In mancher Konvention ist ein Stück gesunder Tradition verborgen und diese wieder kann zu der großen Form der Zukunft eben so sicher hinüberleiten wie der interimistische Wahrheitdrang. In Dresden konnte man Solches lernen. Auch dort war der übliche Hauptsaal feierlich hergerichtet, mit Pappe und Leinwand; aber es war in der Stimmung eine Nuance, die der Zukunft gehört. Das Meiste war künstlich. Sogar das vielgerühmte Totendenkmal Bartholomés, das dem Raum die Weihe geben sollte, ist als Ganzes nur kluges Theater; aber in der Architektur schwang eine Note, die das Gefühl wach hielt und alle museenhaft aufgestellten Skulpturen zur Nebensache machte. Alle; bis auf eine. Schräg im Raum stand ein Werk Meuniers, ein Reiter auf trinkendem Pferde. Bartholomés reicher dramatischer Aufwand, der zwingende Stoff, die anspruchsvolle Größe des Werkes: Alles wird zur Coulisse jener ragenden Schöpfung gegenüber; solche Kraft und Würde und Herrlichkeit gehen von ihr aus, daß man erschüttert ist und doch nicht weiß, wovon. Im Anblick dieser Kunst, in einem Raum, der selbst die Seele des Widerwilligen zu berühren weiß, bestärkte sich mir das Gefühl: wir werden einst die große, feierliche Kunst haben, die Kult ist; den Tempel, für den ein Böcklin die Altarbilder einer poetisch-symbolisirten natürlichen Schöpfungsgeschichte malen, ein Meunier Statuen schaffen wird, die soziale, und ein Rodin solche, die psychische Nothwendigkeiten ins Heroische erheben, wo eine neue Baukunst das Gesetz zur Schönheit steigern und die Musik von Neuem die monumentale Melodie des gläubigen Herzens hervorbringen wird. Wo ein ganzes Volk jauchzend verehren wird, fortgerissen von dem Schwall der in vollen Harmonien brausenden Schönheit. In dem Augenblick wird es erfüllt sein, wo die neue Menschheit sich in einem Weltgefühl begegnet, das groß und tief genug ist, um den Zweifel, der uns unfruchtbar macht, zu töten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachmittags bei Cassirer Bilder von Renoir, abends das neue Böcklinbuch von Floerke: Das giebt einen Tag, den man den Zählern zurechnen kann. Den Kunstsalon verläßt man wie in einem Champagnerrausch, auf der Straße hält man den ersten besten Bekannten an, in einem leidenschaftlichen Verlangen, sich geistig mitzutheilen, die verdrossene Winterlaune hellt sich ganz maienfröhlich, der eheherrliche Murrsinn ganz bräutigammäßig auf. Beim Lesen des Buches aber freut man sich der Ruhe, der Einsamkeit und

der lautlosen Nacht; der Blick wird von einem seltenen Einzelschicksal aufs Ganze gelenkt. Die innere Aufregung dauert an; es gilt, ein Urtheil zu revidiren, den Werthmesser seiner Kunstanschauung zu aichen. Man sieht plötzlich über einen Gipfel hinaus, der lange das Gesichtsfeld begrenzte, eine gesunde Reaktion erfolgt auf die lyrische Verhimmelung des Meisters von Fiesole. Die dem innig Bewundernden schon fast sakrosankt gewordene Kunst Böcklins verliert den schädlichen Nimbus des ganz Unantastbaren. Eine geniale Bildnerkraft lernt man in den Grenzen ihrer Menschlichkeit kennen und begreift resignirend, daß das schöpferische Vermögen des bildenden Künstlers auf Einseitigkeit gegründet ist; daß genau so viel an Universalität verloren geht, wie an Eindringlichkeit gewonnen wird, — und umgekehrt. Die Menschheit sinkt im Werth vor dieser Erkenntniß; aber die leitenden Mächte zeigen sich deutlicher in ihrer ordnenden Thätigkeit. Als die wahre, größte Künstlerin steht Klio in der Erscheinungen Flucht.

Durch die werthvollen Indiskretionen des guten Buches*) gewinnt Böcklin so viel, wie er verliert. Die Wesenszüge des merkwürdigen Mannes treten plastischer hervor; man begreift, warum ein starkes Talent nur die „Wahrheiten" sucht, die seiner besonderen Konstitution dienlich sind und daß oft die eigensinnige Beschränkung allein vor Zersplitterung bewahrt. Die Kunst des Alten ist — wenigstens für mich — nach der Lecture mehr relativ geworden. Einen Augenblick ist es ein peinliches Gefühl, daß ein Buch — freilich ganz gegen den Willen des Verfassers — Anlaß wird, ein Urtheil zu modifiziren; dann aber lache ich aller Unfehlbarkeitgelüste. Die Bilder bleiben ja, was sie immer waren. Nicht um den Künstler handelt es sich, sondern um das Verhältniß des modernen Menschen zu ihm. Wer sich diesem Hexenmeister ganz ergiebt — und wie Vielen ist die Verehrung zum Kultus, diese poetisch verklärte Aesthetik zum Dogma geworden! —, Der lebt in einer weltfremden Atmosphäre, muß das wirre und häßliche, aber leidenschaftlich drängende Leben unserer Zeit verachten und den Kreis seiner künstlerischen Entzückungen so verengen, wie es der Meister vorschreibt. Das Buch lehrt nüchterner anschauen. Der Nachempfinder nimmt die Dinge der Kunst gewöhnlich zu hoch und schätzt das Imponderabile im Uebermaß. Die Kraft des Gestaltens, die dem Schaffenden so natürlich ist, scheint ihm ein Mysterium. Und doch ist der Künstler — der bildende mehr als der poetische — fast immer eine Marionette von Zwangsvorstellungen, sein Wollen ein in System gebrachtes Müssen und der Intellekt amalgamirt alle Eindrücke und Vorstellungen nur nach den Anweisungen des übermächtigen Triebes. Wie ein Weib das Kind anstaunt, das sie geboren hat, sich ganz als Werkzeug

*) „Zehn Jahre mit Böcklin". München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

fühlend, so steht der Künstler vor seinen Ideen. Den Maler stört nicht ein ewig faustisches Drängen. Er besitzt die Oekonomie der Empfindung, die ihm ermöglicht, während der Ausführung eines Bildgedankens die selbe Vorstellung an der Hand technischer Bedingungen immer wieder planvoll durchzukosten. Das ist nicht sehr geistig, ist sogar etwas langweilig. Der Bildhauer begnügt sich jährlich mit wenigen Phantasieanstrengungen, weil sein Material und die umständliche Arbeitweise eine größere poetische Beweglichkeit nicht zulassen. Der Schulwitz von der „Beschränktheit", worin sich erst der Meister zeigt, ist, so betrachtet, gar nicht übel. Die in unserer Zeit so häufigen Begabungen der bildenden Kunst, deren geistige Nervosität eine solche Disziplinirung der fragenden Sehnsucht nicht zuläßt, entgleiten ins Literarische. Das heißt: ins Unkünstlerische.

Böcklin war als Mensch nicht eigentlich genial. Wenn er nicht gerade malte, fühlte er sich sozusagen als Farbenreiber seines Ingeniums. Die Phantasie verdichtete sich verhältnißmäßig selten zu poetischen Bildgedanken; dann aber schöpfte er den Gehalt des Vorwurfs ganz aus. Dabei leitete ihn ein Weltbegriff, der aus Reaktionärem uud Divinatorischem ein Ganzes zu machen wußte. Diese Kunst macht Viele so „dumm", die poetischen Suggestionen liegen wie Blei im Hirn, weil den Beschauern eine kommensurabele Weltanschauung fehlt und zum Verständniß eine philosophische Operation nöthig ist. Nur ganz verwandte Naturen bewältigen mit dem Instinkt die poetischen Probleme. Andere begeben sich entschlossen auf die höchsten Standpunkte, weil sie glauben, die Werke als umfassende Symbole aller Lebensäußerungen nehmen zu sollen, und müssen schließlich doch zu der Einsicht kommen, daß viele Elemente, denen sie hinter den poetischen Umschreibungen nachgespürt haben, in dieser Kunst einfach nicht enthalten sind. Nun darf der geplagte Nachempfinder, der die Sache wieder einmal gar zu hoch genommen hat, vom Berg zu Thal steigen.

Und es ist gut, daß er gerade von Renoir kommt. Empfindung steht nun gegen Empfindung. Von heterogenen Einflüssen fühlt die Seele sich zugleich berührt; doch entscheidet sie sich nun nicht mehr zu Gunsten eines Künstlers auf Kosten des anderen. Die Vorliebe schwankt mit der Stimmung: Böcklin erhebt über das Ewig-Gestrige, zu ihm geht man am Festtag; Renoir söhnt mit Vielem aus, er verklärt den Werktag. Von Beiden aber wird man einmüthig auf die seltsame Zeit gewiesen, die solche Gegensätze gebiert.

Es ist ein Witz der Kulturgeschichte, daß Renoir, der Maler für den distinguirten Geschmack, für die ganz intellektuelle Aesthetik, von den Impressionisten abstammt, die die Landschaft humanisirt, die Athmosphäre wissenschaftlich analysirt haben: von der demokratischen Malerei; daß Böcklin aber, dessen Kunst täglich mehr volksthümlich im besten Sinn wird und auch ganz

für die Wirkung in die Breite angelegt ist, ein Aristokrat war mit Aristokratenekel. Die Malergemeinde, der der Franzose zuzuzählen ist, weicht dem Leben ihrer Zeit nicht aus. Ihre Malerei spiegelt vielmehr das sozial gefärbte Temperament der Künstler wieder, die Aesthetik wird auf der Grundlage nihilistischer Weltstimmungen formulirt; Böcklin floh in italienische Einsamkeit und träumte dort, mit großer Anschaulichkeit, seinem artistischen Egoismus ein Wunderland positiver Genüsse. Eine Welt, wo alle Größen glatt in einander aufgehen und die Gefühle wie Reime gegen einander klingen. Die Wege beider Kunstanschauungen kreuzen einander aber und wechseln dabei ihre Ziele. Der Impressionismus war im Anfang so auf Erkenntnißdrang und Naturalismus — der immer demokratisch ist — gegründet, daß er l'art pour tous darstellte; er endet nun aber in einer Art l'art pour l'art. Ursprünglich ging diese Kunst mit dem revolutionären Geiste des Jahrhunderts; sie war aber im Aufsuchen neuer Werthe so eifrig und konsequent, daß sie zu Resultaten kam, die nur noch von einem Kreise feinster Intelligenzen begriffen werden. Durch ihre unbestechliche Ehrlichkeit ist sie dem Volk, das die Wahrheit nur mit Lüge vermischt liebt, fremd geblieben oder gar verhaßt geworden. Umgekehrt ist die Kunst um der Schönheit willen, die Malerei Böcklins, im Begriff, den allgemeinen Beifall zu erobern, eine „Volkskunst" im besten Sinn zu werden, weil die darin enthaltene Lyrik überall auf verwandte Regungen trifft. So fremd die Bilder des Schweizers zuerst anmuthen: im Grunde ist er gar nicht komplizirt. Er ist wohl ein Verächter des „Packs" gewesen, dem Volke aber im Grunde nie innerlich fremd geworden; das Stück Volksmann, das in jedem Schweizer steckt, hat er nie überwunden. Der Vorgang der schon jetzt beginnenden Popularität Böcklins hat zahlreiche Parallelen in der Weltgeschichte: nur die Unbedingten werden volksthümlich.

Renoir ist auf dem Wege der Demokratie ein Marquis der Kunst geworden. Er liebt die halben, zarten Empfindungen, die geistvollen, pointirenden Umschreibungen der Wahrheit und vor Allem die Diskretion. Starke Empfindungen werden wie nebenbei ausgesprochen; und es ist Sache des verwandten Nervensystems, nach dem Maße der Empfindlichkeit zu reagiren. Nie wird die Impression zum Symbol vertieft, nie könnte der Künstler darum, wie Böcklin nach eigenem Ausspruch, seine Bildgedanken auch im Bett haben. Denn hier ist Alles Anschauung: die komplementäre Aussprache zweier Farben ist ein Epigramm, eine Skala von Tonwerthen kommentirt die poetische Empfindung, ohne daß ein erzählender Vorgang den Begriff stützte. Die Begeisterung verbirgt sich schamhaft unter Scherz und Geist; es ist die Kunst im Konjunktiv, sie läßt in jedem Fall unendlich viele andere Möglichkeiten offen. Heute malt Renoir das Paar in der Loge mit all dem weichen Zauber einer fein erregten, psychologisch schmeichelnden Sinnlichkeit;

morgen karikirt ein Toulouse-Lautrec die selben Menschen und animalisirt mit cynischer Laune, was seinen Landsmann entzückte. Solches ist den Vorwürfen Böcklins gegenüber unmöglich: seine Welt ist absolut und läßt nur die Anschauung ihres Schöpfers zu.

Die Kunst des Schweizers ist von der Art, daß sie Jahrhunderte überdauert, weil das Wesentliche der Bilder dem Verderb der Zeit trotzt. Und dann: sie läßt sich photographiren. Die Malereien der Impressionisten verlieren durch die Zeit und in der Reproduktion ihr Bestes. Die Photographie macht Böcklin populär; man kann ihn aus Büchern kennen und lieben lernen. Aber man entkleide einen Renoir der Farbe und es wird fein, als wenn ein Schmetterling des Flügelstaubes beraubt ist. Denn er malt nur, was im Auge flimmert, und beschränkt sich auf die von seiner Materie erregten Reize.

Die Impressionisten belauern das farbige Erlebniß des Auges; auch Böcklin that es, aber mit einer vorgefaßten Absicht. Er sucht die Lokalfarben des Empfindens, Illustrationfarben, während Renoir die Farbigkeit der Natur oder des Lichtes ohne poetischen Hintergedanken auf sich wirken läßt. Die Impressionisten machen sich künstlich naiv und warten ab, welche Sensationen das Sehen auslöst; ihr poetisches Urtheil aber steht sprungbereit, um das kleinste Resultat dieses Prozesses festzuhalten. Dieses ist mehr als ein Spiel mit der eigenen Psyche: indem die Maler aus ihrer Seele so ein Reagens machen, belauern sie auch sich selbst und warten — auf eine Weltanschauung. Da solche fortgesetzte Nervenanstrengungen die ästhetische Empfindlichkeit aufs Aeußerste steigern, wird der anfänglich nur analytische Prozeß allgemach zur Geschmackskultur. Und in diesem Resultat ist die Steigerung zum Stilgefühl schon angedeutet. Das vollendet den ästhetischen Genuß.

Die Malereien des Franzosen sind Zeugnisse einer koloristischen Oekonomie, die mit dem Viertel des Umfanges der Palette erschöpfend zu charakterisiren versteht. Böcklin geht in jedem Fall bis an die Grenzen der verfügbaren Kunstmittel; seine symphonischen Zwecke verlangen solche Polyphonie. Kammermusik ist jedoch keine geringere Art von Kunst. Ueber den Werth der Farben läßt sich nichts Bestimmtes lehren; es giebt nur Erfahrungen, die Jeder sich selbst erwerben muß. Keiner weiß, wie das symbolisirende Spiel des Farbensinnes, das jeder Mensch unbewußt übt, in der Seele entsteht und von welchen Faktoren es abhängt. Jedenfalls aber bleibt das sprechende Verhältniß zweier Töne gleich künstlerisch, ob der Vortrag stark oder zart ist. Den Grad des Forte oder Piano bedingt der Stoff. Es giebt eine Art von Platanen, deren Stamm im Frühjahr eine eindringliche gelb-grün-graue Rinde hat, ein Ton, der auf mich von je her wie etwas drohend Unheimliches wirkte. Genau diese Farbe habe ich im „Krieg“

Böcklins wiedergefunden, wo sie offenbar die grauenvolle Stimmung verstärken soll und es auch thut. Solche instinktiven Tonempfindungen beutet dieser Maler glänzend aus. Aber auch Renoir benutzt sie seinen Absichten gemäß. Jener illustrirt mit solchen Werthen, Dieser malt damit; der Franzose charakterisirt halbe Empfindungen, der Deutsche ungebrochene Gefühle. Im Grunde ist der Vorgang aber gleichartig: beide Maler betonen etwa durch die Farbe eines Gewandes das sinnlich Lockende eines nackten Frauenkörpers; die verschieden geartete Sinnlichkeit allein — der Eine will faunisches Begehren schildern, der Andere läßt gesellschaftlich raffinirtes durchblicken — temperirt die Farben, nicht ein Mehr oder Weniger an „Muth" oder künstlerischem Vermögen. Böcklin stilisirt die psychologischen Tonwerthe und reiht sie anderen Kompositionmitteln ein; in den Bildern des Impressionisten scheinen solche Farben jedoch fast zwecklos, weil ihnen vom Naturalismus die Tendenz genommen und jede Absicht ängstlich verkleidet ist. Diese heimlichen Wirkungen sind für Nervenmenschen von großem Reiz, sie machen den Genuß leicht und prickelnd, regen nur an, wo die poetische Absicht den ganzen Menschen fordert.

Der Genuß vor Bildern beider Maler ist denn auch sehr verschieden; und es ist keins der geringsten Räthsel unseres modernen Wesens, daß der Wechsel zwischen zwei so verschiedenen Anziehungpunkten dem Nachempfinden so leicht wird. Wenn man eine Evolution am Reck gut ausführt, wenn Einem beim Schlittschuhlaufen eine Figur elegant glückt, empfindet man die Geschmeidigkeit der körperlichen Bewegungen als erhöhte Lebenslust, als Vergnügen. Eben so verursacht es Etwas wie Glücksgefühl, die Farbenkontraste Renoirs gymnastisch mit den Augen zu bewältigen. Die Sehnerven gerathen in jene frohe Arbeitlust, die berauscht und sinnlich anregt, mit deren Hilfe man das ganze Dasein lebendiger im Empfinden aufnimmt. Hier, wie bei Böcklin, wird ein besonders gelaunter Gedanke, eine latente Stimmung durch optischen Anreiz ausgelöst; aber während dieser Maler die gewonnene Erregung seinen poetischen Zwecken dienstbar macht, begnügt Renoir sich mit der Sensation um ihrer selbst willen und überläßt es der Phantasie des Beschauers, sich poetische Ergänzungen zu suchen. Er darf es, denn er hat es nur mit kultivirten Intelligenzen zu thun. Den blinden Verehrern des Franzosen ist Böcklin so unbequem, weil sie seine künstlerische Despotie nicht ertragen mögen. Der Schweizer verblüfft, überwältigt, der Kreis des Empfindens ist bestimmt und fest geschlossen: es ist die Kunst auf den ersten Blick, die dekorative Ueberrumpelung. Ihre jähe Eindrucksgewalt wiederholt sich freilich immer von Neuem und bewährt so ihre hohe Potenz. Renoir enthüllt langsam, das Schöne tritt um so plastischer hervor, je länger man vor den Bildern verweilt. Zuerst geht man achtlos fast vorüber.

Der Grund, daß man Böcklin nur mit Unterbrechungen genießen kann, liegt darin, daß er nicht ins Dramatische führt, wo Jedermann seine Rechnung finden würde, sondern ins Lyrische. Psychologe im Sinne Rembrandts — Das will sagen: im Sinne Shakespeares — ist er durchaus nicht. Den Menschen versteht er nur, so weit seine eigene Psyche den fremden Anruf wiederklingt; das Lyrische ist ja stets subjektiv beschränkt, nicht objektiv unendlich wie das Dramatische. Darum mochte der Schweizer den großen Niederländer nicht, der Eis und Flamme zugleich, Teufel und Engel in einer Person war: ein mephistophelischer Alleswisser.

Böcklin brauchte den Wein. Er war nicht durchaus der selbstsichere Künstler in der berühmten „goethischen Klarheit" dahinwandelnd, wie man ihn sich so oft vorstellt. Die Flucht nach Italien genügte nur zur Hälfte; um auch dann noch dem Alltag zu entgehen, brauchte er stimulirende Mittel. Im Weinrausch gelang ihm der geistige Aufschwung, um jene Gewalten, die ihn zur Betäubung getrieben hatten, zu vergessen oder vernichtend, mit Ernst und Humor, künstlerisch zu symbolisiren. So mag dem sich in Familienbanden beengt Fühlenden das starke Bild von Odysseus und der Kalypso entstanden sein. In der Erregung des Weines kam ihm das Lachen aus voller Brust, das über die Welt triumphirt. Er wollte von der Häßlichkeit des Lebens nichts wissen, wollte den Schönheitrausch um jeden Preis. Auch Das berührt den Werth seiner Kunst nicht im Mindesten; aber es zerstört die verderbliche Mystik, man möchte sagen, das Religiöse, wovon sie dem nicht Begreifenden umwittert scheint.

Eine große Tragik liegt in diesem Vorgang; aber Manches wird so auch erklärt. Selbst dieses Sonntagskind war so sehr abhängig von seiner zersetzenden Zeit, daß seine Illusionfähigkeit, sein Glaube an das lebendige Walten ewiger Mysterien im normalen Zustande zum Bilden nicht ausreichte. Er trank Wein, — und gleich wieder fühlte er sich jung, heroisch bewegt; er glaubte das Märchen immer noch einmal, verkehrte mit Nymphen und Faunen, hinter jedem Busch lauerte ihm das Geheimniß, in jeder Welle wohnte eine Seele: in der Natur wurde es lebendig in dem Maße, wie sein Blut schneller im Herzen pochte, wie der höhnende, schadenfrohe Zweifel still ward. Jetzt stehen wir nüchternen, entgötterten Skeptiker, zwischen der Vergangenheit, die jäh hinter uns abfällt, und der Zukunft, die steil vor uns aufsteigt, furchtbar eingeengt, vor diesen Werken des Ueberschwanges. Was Wunder, daß wir nicht gleich ein Verhältniß finden, daß nur, was noch an Jugend in uns ist, den stürmischen Anrufen antwortet? Die neu heranwachsende Jugend allein reagirt freudigen Herzens. Aber auch sie wird einst fühlen wie wir und bei aller Bewunderung erkennen, daß diese hohen Symbole nicht die fortzeugende Kraft haben, die ihnen — auch von mir — zu-

gesprochen worden ist. So paradox es klingt: diese Kunst ist zu schön. Sie eilt so schnell den letzten Resultaten zu, wie nur ein künstlich gesteigertes lyrisches Empfinden es wagen kann. Aber das allgemeine Ziel ist fern und der Weg dahin führt durch viele nothwendige Mühsal. Die Weltanschauung der zukünftigen Menschheit muß auf einem Felsen gegründet sein und die Wahrheitsucher nur können ihr in langsamer Ameisenarbeit den Grund bereiten. Der Rausch jedoch verfliegt bald. Wir gingen so gern mit Böcklin; doch wir müssen zurück ins Leben und Schritt vor Schritt eine Kultur bereiten helfen.

Zu den bescheidenen Arbeitern solchen Kulturdranges gehört Renoir. Bei seiner Kunst könnte er Abstinenzler sein; er ist der Intellektuelle mit dem messerscharfen Geschmack. Das Interesse seiner Begabung hat er gewiß so stark wie jeder große Künstler; ihm fehlte jedoch die heiße, man darf fast sagen: germanische Inbrunst, die Alles will oder nichts. Er nimmt das dem modernen Menschen Erreichbare und strebt, in seinem Kulturmilieu, dem zu entfliehen er keine Ursache hat, die höchste Disziplin zu erreichen.

Eins ist bezeichnend für Beide: das künstlerische Verhältniß zum Weib. Renoir ist sinnlich und keusch zugleich. Es ist die Keuschheit der Erfahrung, des klugen Großstädters. Diese Erotik ist ein Phantasievorgang, liebt die künstliche Verschleierung, ist das zurückgedrängte Verlangen Eines, der weiß, daß das Begehren poetischer und schöner ist als der Genuß. In der Art, wie er das Weibliche malt, merkt man die Sensationen des unterdrückten Triebes: ihn erfüllt die Lust, schöne Körper unter leichten, kostbaren Stoffen athmen und schimmern zu sehen, das Fleisch in eleganten Hüllen zu liebkosen. Die starke, lodernde, animalisch gesunde Sinnlichkeit spricht dagegen in Böcklins Bildern. Vor den Meeresidyllen kommt mir eine Erinnerung: einst sah ich zwei Löwen während der Begattung. Die Weibchen gehen auf im Verlangen und locken das Männchen, das, seiner Brunst ledig, sehnsüchtig in die Ferne starrt, zu immer neuen Genüssen. Alle sinnlich erregten Frauen Böcklins sind nackt; es ist der Naturtrieb im Paradies.

Was dem Besucher vieler Kunstausstellungen selten widerfährt, daß der Wunsch des Besitzes rege wird: bei Renoir habe ich es am Stärksten erlebt. Der Grund mag sein, daß diese Bilder einen Gipfel der Interieurkunst erreichen. Hier ist nicht mehr die Naturwahrheit, die, wie Zola in einem Essay über Manet einst schrieb, die Wand durchbricht. Die Skala der Valeurs ist vom Geschmack bestimmt, nicht vom Wahrheitdrang; die Grenzen sind vom Zweck gezogen, der, mit kluger Berechnung, nicht naturalistisch pointirt, sondern dekorativ. Die Bilder grüßen von der Wand, machen das Gespräch lebhafter, die Gedanken lebendiger, steigern alle Lustgefühle. Es ist leichter, unter ihrem Einfluß gut zu sprechen, das Leben verliert Schwere, die Wahrheit erscheint weniger gewaltthätig. Ganz unmöglich ist

aber ein Bild von Böcklin als Zimmerschmuck. Im Speisezimmer beschämt es den Essenden, im Salon läßt es jede Konversation banal erscheinen, aus dem Arbeitraum scheucht es die Unbefangenheit. Ein Gemälde des großen Lyrikers gehört in ein besonderes Kabinet; nach dem Kaffee heißt es dann: „Und jetzt gehen wir den Böcklin ansehen".

Auf den Gegensatz zwischen Zimmerkunst und Monumentalkunst spitzt sich der Geist der modernen Malerei immer mehr zu; die dekorativen Pathetiker finden jedoch keine würdigen Wandflächen und müssen für die Galerien malen und die Intimen des Tafelbildes vergessen gar zu leicht, daß es höhere Aufgaben in der Kunst giebt, als ein Heim dezent zu schmücken und geistvoll zu beleben. Beide Parteien empfinden den Mangel an Harmonie in unseren Lebensformen schmerzlich und von beiden Lagern gehen darum energische Versuche aus, mit angewandter Kunst die Zustände zu verbessern. Wir sehen seit einigen Jahren sowohl Die vom Temperament Böcklins — die deutschen Nutzkünstler — als auch die vom Geiste Renoirs — die belgischen Reorganisatoren der Gewerbe — nach dieser Richtung in Thätigkeit. Und wie diese Betrachtung des französischen neben dem deutschen Meister zu mancherlei Deutungen aufmuntert, so ergiebt sich auch eine Fülle von Antithesen aus dem Vergleich der gewerblichen Künstler, die in den Geistesrichtungen dieser beiden charaktervollen Maler ihre Kulturarbeit angreifen.

Friedenau. Karl Scheffler.

Praterverwüstung.

Wer des wiener Praters gedenkt, erinnert sich in der Regel nur zweier Partien. Ueber das Grün hinaus sieht er die sonderbare und dennoch unvergeßliche Unform der Rotunde, einen Riesentrichter, ragen. Die Hauptallee, die schnurgerade und fast eine Gehstunde lang zur Freudenau führt, so daß an ihrem Eingang, wie an ihrem Ende, Bahnzüge über hohe Brücken sausen, mit den vornehmen Gespannen, den flinken Fiakern, die trotz aller Ungunst der Zeiten an Schnelligkeit und Gewandtheit kaum Ihresgleichen haben. Den Volksprater, ein Pandämonium von Tönen, überfüllt an schönen Sonntagen von einer zahllosen Menge, die schaut und staunt, ihre Lustbarkeit sucht und findet.

Es giebt aber noch andere Partien voll heimlichen Reizes, in denen besser weilen ist. Hart an der Rotunde, unmittelbar in der Nähe des Trabrennplatzes, stehen die Ateliers, wo unsere Meisterbildhauer schaffen. Da haben sich Weyr und Hellmer in Ueberbleibseln der großen und für immer letzten wiener Weltausstellung eingenistet und schaffen im Grünen. Eine lächerlich geringfügige Miethe, wirklich nur einen Bestandzins, zahlen sie für Räume, die auch für Werke der ganz

großen Kunst genügen würden. Aber ein Schwert schwebt immerdar über ihren Häuptern. So mußte Hellmer einmal wechseln, weil ein Erzherzog künstlerische Neigungen in sich erwachen fühlte. Sie waren nicht dauerhaft: aber der Bildhauer mußte weichen, denn die Gebäude sammt dem Grund sind zu einem großen Theil Eigenthum des kaiserlichen Hauses.

Es kommen aber Partien, in denen man die Nähe der Weltstadt völlig vergäße, tauchte vor dem Einsamen nicht immer wieder die schöne und spitze Nadel von Sankt Stefan auf. Da stehen uralte Bäume, manche vom Blitz geschält, auf denen die Krähe horstet. Mit heiserem Krächzen streicht sie durch die Zweige, tummelt sich in den mächtigen Wipfeln. Da sind unbewegte spiegelnde Wasser, umwuchert von Schilf, überhangen von schönen und mächtigen Kronen. Alles schießt hier voll und kräftig auf, denn es ist durchlässiger Boden, von der nahen Donau her mit Feuchte erfüllt. Darum gilt ja der Prater auch für ungesund. Dann sind weite Wiesen; an ihrem Rande lichte Wäldchen. Und es ist gar eigenthümlich, wenn im Herbst hoch über dem Menschengewoge ein Zug wilder Vögel dem Süden zusteuert. Ihr Rufen hört man nicht einmal; aber mehr das Rauschen und Klatschen der hunderte Fittige. Also segeln sie bei sinkender Sonne den nahen, dichtverwachsenen Auen zu, wo sie einfallen und nächtigen, um in der Frühe die Schwingen zu heben und ihre unerkundeten Pfade weiterzuziehen.

Eine Welt für sich bildet der Prater. Die Wirthe darin sind eine festgeschlossene Genossenschaft. Die Miethen, die an die kaiserliche Kasse zu entrichten sind, gelten für nicht zu hoch. Meist betreibt man nebenher eine Schaubude oder ein Ringelspiel, so daß ein Geschäft vom anderen seinen Nutzen hat. Das vererbt sich durch Geschlechter, die bei vernünftiger Wirthschaft meist ihr Auskommen finden und es zu ganz ansehnlichem Wohlstand bringen. Fremde dringen nicht leicht ein und sind unwillkommen. An eine Nummer, von der man sich eine ganz besondere Anziehungskraft für Kinder und gleich empfängliche Gemüther verspricht, wagt man ganz beträchtliche Summen, unter Umständen ein nicht einmal kleines Vermögen. Die Buden, in denen namentlich mit der Roheit gerechnet wird und der Hauptspaß darin besteht, daß ein Clown den anderen mit einer guten Tracht Ohrfeigen — „Watschen" — bedenkt, werden mehr und mehr zur Seltenheit und wohl bald verschwunden sein. Selbst im Prater verfeinert man sich und rechnet mit der „Aktualität", bietet den Beschauern für ihr gutes Geld Etwas. Ihr gutes Geld. Denn wer all die mannichfachen Genüsse an einem Nachmittag auskosten will — und man glaubt nicht, wie genußfähig ein bosnischer Soldat und ein böhmisches Dienstmädel sind; und daß die Gemeinsamkeit ihre Empfänglichkeit ins Quadratische steigert, ist eine mathematische Thatsache —, vom Tanzboden ab, Der braucht einen höchst gesunden Magen und einen nicht gar zu leeren Säckel. Es summirt sich in der unglaublichsten Weise.

Dieser Theil des Praters nun erscheint vorläufig in seinem Bestand nicht bedroht. Denn er wirft eine Grundrente ab, sei sie auch bescheiden, die immerhin die Unterhaltungskosten ansehnlich übersteigen muß. Den Unternehmern von Vergnügunglokalen und Schänken geht es noch lange nicht an den Kragen. Auch das nächste Geschlecht mag noch, wie sies da unten in der Gepflogenheit haben,

unter einander heirathen, mag vielleicht noch seine Kinder aufziehen zum ehrsamen und nahrhaften Beruf der Väter. Nur wird Das nicht mehr in der grünen an der weißen Stadt geschehen können. Denn man geht dem Grünen rücksichtlos zu Leibe. Der Prater wird verbaut; und in Wien regt sich unbegreiflicher Weise kaum eine Feder dagegen, daß man den minder Bemittelten ihren besten Lustplatz, ja, ihren Sommeraufenthalt, ihren Kindern eine der wenigen Stätten wegnimmt, wo sie sich mit einiger Ungebundenheit tummeln und ergötzen konnten. Zwar wird immer wieder betheuert, was verkauft wird, sei ganz wenig im Vergleich zur übrigen Grundfläche. Jeder Pratergang aber zeigt neue Verwüstungen und die Stadt dringt immer näher heran. Mit grauen Mauern umfängt und erdrückt sie den grünen Frieden, der hier so lange heimisch war.

An der Stelle schöner Wiesen, von denen sonst das Jauchzen ungestümer Kinder scholl, über die sich hoch die Papierdrachen schwangen, stehen ebenmäßige Häuserreihen. Sie lügen sich eine gewisse Eleganz an. Vorgärtchen sind da. So winzig, daß man sieht, man habe sie nur, um einen Villencharakter anzuschminken, ausgespart. Eine phantastische Architektur ist beliebt: man klebt kühne Erkerchen an die Fassade, die möglichst prunkvoll und billig gemacht wird und dem kundigen Auge dennoch nicht verbergen kann, daß dahinter Armeleutwohnungen sich verstecken. In jedem Haus fast ist eine Schänke oder eine Branntweinbude. Alles ist übervölkert: denn obwohl wir eine ganz ernsthafte Grundstückskrisis durchmachen und Häuser in Folge einer unsinnig hohen Uebertragungsgebühr, wahnsinniger Steuerlast für die Besitzer und der schlechten Erwerbsverhältnisse kaum verkäuflich sind, besteht dennoch eine ganz bedenkliche Wohnungnoth für die kleinen Leute und selbst den Mittelstand in Wien. Die nun hier hausen, dürfen nicht nach den gesundheitlichen Gefahren fragen, die hier, in halber Sumpfluft, merklich selbst bei kurzem Aufenthalt an Sommerabenden, drohen. Es ist wohlfeil und nah den großen Betrieben an der Donau, in denen sie ihren Erwerb finden: Das entschädigt für Alles.

Von da aber durchdringt die Bauwuth den ganzen Prater. Andere Straßen zweigen ab und sind schon der Kriau nahe, einem der stimmungvollsten und landschaftlich feinsten Winkelchen, wo man, müde von einem tüchtigen Marsch, früher gern im Sommer seinen Morgenkaffee trank, den Radfahrern nachsah, die ins Weite flitzten, ehe man ruhig, an stillen Gewässern vorüber, durch wucherndes Buschwerk, die endlose Hauptallee mit ihren rothblühenden Kastanien, den rothen und flinken Wagen der elektrischen Straßenbahn sich auf den Heimweg machte. Vom Donaukanal her droht eine andere Gefahr. Auch da stehen schon Villen. Nun ist nach manchen verunglückten Versuchen, ihn zu halten, der Thiergarten endgiltig verkracht und seine schönen Bäume werden fallen und seine Baugründe unter den Hammer kommen. Niemals wird sich bei uns ein ähnliches Unternehmen halten können. Wer wird, besondere Lockungen abgerechnet, Eintritt zahlen, wenn ihm in Schönbrunn die reichste Menagerie im herrlichsten Park sammt prächtigen Gewächshäusern unentgeltlich offensteht? Am Eingang zum Prater endlich steht der englische Garten, dessen Tage auch schon gezählt scheinen. Man muß ihm keine Thräne nachweinen. Er war in den letzten Jahren wahrhaftig kein Ort, den man ohne Widerwillen besuchen konnte, so zügellos benahmen sich die Stammgäste und ihr weiblicher Anhang in diesem riesenhaften Tingeltangel. Aber auch er wird dann ausgeschlachtet werden. Der Prater, von allen

Seiten umzingelt, mit vorgeschobenem Posten des Feindes in seiner Mitte, wird in seiner heutigen Form und Bestimmung nicht mehr zu halten sein.

Man spricht natürlich viel von den Gründen, die den Hof zur Veräußerung eines Besitzes, der lange genug in seinen Händen war und im Lauf der Zeit im Werth ganz gewaltig gestiegen ist, veranlaßt haben. Thatsache ist: überall wird heute in einer Weise gespart, wie sie bisher in den Gewohnheiten des Kaiserhauses, das ja über ein ansehnliches Vermögen verfügt, nicht erhört war. Eine weitere Thatsache ist: man realisirt gern Werthe, die sich noch realisiren lassen, mobilisirt sie gern, wenn sie festgelegt waren. Die Gründe kümmern mich nicht. Ihr Ergebniß aber ist, daß der Prater, den Joseph II. für ewige Zeiten seinem Volke geöffnet hat, nicht für ewige Zeiten bestehen zu sollen scheint. Jetzt schon fehlt es an Gärten. Manche Kavaliere haben unter der Ungunst der Zeiten, die selbst ihr unerschöpflich scheinender Wohlstand spürt, ihre Parks in der Stadt veräußert und ganze Straßenzüge stehen da, wo sonst die Amsel sang. Jene Bürgerhäuschen in der Vorstadt, hinter denen sich schattige Bäume, wohl gar mit einem Rebengang darin, erhoben, werden immer seltener; und an ihrer Stelle erheben sich Miethkasernen, Zwingburgen des Bauspekulantenthumes, so luftig gebaut, daß sie nicht selten in ihrem Sturz auch die waghalsigsten Unternehmer begraben, die sie auf ungenügendster Fundamentirung, über einem Schuldbrief, errichten wollten.

Aeneas Sylvius fände heute wenig mehr von den wiener Gärten zu sagen, die ihm so begeistertes Lob entlockt haben. Den Wienerwald, den ja auch einmal Gewinngier bedrohlich genug anpackte, hat uns die Stadtbahn nur ganz wenig näher gerückt und es ist für ein schwer bewegliches Volk, wie die Wiener eins sind, immer noch eine kleine und durch den Zwang des Umsteigens nicht ganz bequeme Reise auch nur bis zu seinen Ausläufern. Den Prater, eins der Wahrzeichen unserer Stadt, dessen Jeder denkt, wenn er sich ihrer erinnert, dessen Luft erfüllt ist von süßen Walzerweisen, den beknappt man uns und wird ihn uns in absehbarer Zeit ganz genommen haben. Nichts wird bleiben als der Rummel des Volksprater, der inmitten von Häusern seinen eigensten Reiz verlieren, eine Anomalie in einer modernen Stadt sein und so wirken muß, und die Vornehmheit der Hauptallee, die mehr und mehr verödet. Denn die Fahrt am ersten Mai ist nicht mehr Mode und wird unlustig mitgemacht und thunlichst eingeschränkt, seit die Arbeiterschaft an diesem Tage demonstrirt. Nur das Derby giebt noch einen Begriff vom Glanz, der sie einst erfüllte. Jedem Wiener aber muß wohl das Herz wehthun, denkt er des nahenden und unabwendbaren Geschickes dieses Parkes. Denn Jedem knüpfen sich Erinnerungen an ihn von der Art, wie man sie nimmer vergißt, aus jungen, frischen Jahren, da man sich den Donauwind um die Stirn blasen ließ und genoß, bei kleinen Mitteln so unbändig, königlich und unvergeßlich genoß. Es ist wenig vom Phäakenthum mehr übrig geblieben, um das man uns früher schalt. Wir sind recht kopfhängerisch geworden. Eine Freistatt hatte der alte Leichtsinn noch. An sie tastet man nun; und vergeblich möchte man ein goethisches Wort falsch interpretiren: „Laßt den Wienern ihren Prater!“ Und man sieht keinerlei Ersatz mehr . . Als gäbe es dafür einen!

Wien. J. J. David.

Anzeigen.

Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Diese Arbeit stützt sich in keiner Weise auf persönliche Mittheilungen, giebt auch keine biographischen Daten. Für mich kommt es nur darauf an, Das, was in Lechter ringt und zum Ausdruck kommen will, zu ergründen; indem ich mich der fremden Persönlichkeit, die mich an sich ziehen will, vollkommen, uneingeschränkt, hingebe, bringe ich Dinge zur Sprache, die sich jeder Kontrole entziehen; der Leser erhält Einblick in einen Prozeß, in das Wachsen und Werden, in den ersten chaotischen Wirbel, aus dem — kaum erkennbar — künstlerische Formen sich bilden wollen. Also: wie das Werk Lechters auf einen für künstlerische Eindrücke empfänglichen Menschen wirkte, die Gedanken und Gefühle, die mir bei dem oftmaligen Anschauen kamen und wieder verschwanden, dieses Auf und Ab des Genusses, das der in mir sich projizirende Gehalt der Werke hervorbrachte: Dieses in der ganzen psychologischen Verzwicktheit wiederzugeben, war meine eigenste — uneingestandene — Absicht. Die Entwickelung Melchior Lechters ist seitdem weiter gegangen. Wer daher den Zweck, dem zu Liebe man über Künstler redet und schreibt, in der möglichst vollständigen, sozusagen lexikalen Zusammenstellung der Werke bis auf den heutigen Tag sieht, wird diese Vollständigkeit hier vermissen.

München. Ernst Schur.

❦

Und sieh', so erwarte ich Dich. Skizzenbuch einer reifen Liebe. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Die Lösung des Konfliktes zwischen Künstler und Ehemann ist das Problem meines zweiten Buches. Warum soll sich unsere künstlerische Erfassung aller Lebensformen gerade vor der Ehe zurückziehen? Warum soll nicht gerade die Ehe, das sonderbare Einheitverhältniß eines Doppelwesens, geeignet sein, höchste künstlerische Kräfte auszulösen und schönste Erfüllungen zu gewähren? Damit soll nicht gesagt sein, daß gerade Standesamt oder Kirche zu jener Ehe, die ich meine, nothwendig sind. Nur halte ich nichts von der „freien Liebe" im mißbräuchlichen Sinn, dem unersättlichen Trieb, der von einem Weib zum anderen hetzt, weil er die Eine nicht findet, in der er Alle umarmt. Daß diese freie Liebe keine Künstler erzieht, ist wohl klar, weil ihr die Zeit und Ruhe des Reifens fehlt. „Aber", so klingt der Chor der „Genialischen", „sie ist immer noch besser als die Versimpelung in der Ehe. Auch in der ist ja nicht Zeit und Ruhe des Reifens. Man denke nur an den Schmutz, die Unordnung, die tausend Erniedrigungen und Lächerlichkeiten der Kinderwirthschaft." Und freilich —: Das ist der Abgrund, in den alle Versuche, die Ehe künstlerisch zu gestalten, zu verschwinden scheinen. Darum muß dem Künstler der höchste Wunsch die Unfruchtbarkeit seiner Ehe sein. Und das Weib — wenn es überhaupt fähig ist, auch die Ehe als Kunstwerk zu erfassen — wird ihren Trieb zur Mutterschaft überwinden und mit ihm sich in diesem Wunsche vereinen.

Brünn. Dr. Karl Hans Strobl.

❦

Die Sünder an unserer Sprache. Deutsches Verlagshaus Vita.

Im Juni haben sich Konferenzen mit der Veränderung unserer Schreibweise, also mit der Schaffung einer neuen Orthographie, befaßt. Gegen Weihnachten sollten wir über die Beschlüsse dieser Konferenzen das Nähere erfahren und zu Ostern soll die neue Rechtschreibung in die Schulen eingeführt werden. Wir werden dann sehen, ob bei den Berathungen der Grundsatz festgehalten worden ist, daß wir nicht für das Ohr, sondern für das Auge schreiben, folglich so schreiben müssen, daß der Leser bei jedem Wort sogleich auf den richtigen Begriff hingeleitet wird. Zu diesen Bestrebungen, die gegenüber der einreißenden Verwilderung unserer Sprache ganz und gar Nebensache sind, soll mein Buch sich äußern und zugleich zeigen, wie es mit der Kenntniß unserer Sprache bei den Leuten aussieht, von denen sich die Einen mit der Verdeutschung von Fremdwörtern und die Anderen mit der Veränderung unserer Schreibweise beschäftigen.

Gottlieb Hermann.

Handbuch der Frauenbewegung, herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer. I. Theil: Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern. II. Theil: Frauenbewegung und soziale Frauenthätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten. W. Moeser, Berlin S. 1901.

„Mit von Sachkenntniß ungetrübtem Blick!" pflegten wir „alten Afrikaner" zu sagen, wenn eine Verordnung aus Berlin den Mangel an Kenntniß der beurtheilten Verhältnisse recht deutlich zeigte. An diesen von Sachkenntniß ungetrübten Blick erinnern mich zuweilen auch die Urtheile, die ich über die Frauenfrage zu hören bekomme. Da werden Voraussetzungen aus der Luft gegriffen und Folgerungen aus ihnen hergeleitet; da werden Banalitäten, die so abgegriffen sind wie alte Kupferpfennige, mit der Wucht dogmatischer Ueberzeugungen ins Treffen geführt; da werden persönliche Erfahrungen ohne Weiteres verallgemeinert; zum Beispiel: Einer leidet an einer unangenehm blaustrumpfigen Ehefrau und schließt nun von der Einen, die er gründlich kennen zu lernen das Pech hatte, auf die gesammte Frauenwelt. Und so weiter. Vielleicht ist diese Art des Argumentirens auf jedem umstrittenen Gebiet üblich; doch nicht jedes umstrittene Gebiet ist so unzugänglich, wie die Frauenbewegung es bisher gewesen ist. Ihr gelegentliches Ueberschäumen und das zum Handwerk gehörende Klappern haben sich freilich bemerkbar — und zwar unliebsam bemerkbar — gemacht, ihr Kern und Wesen aber ist Wenigen bekannt geworden. Ich möchte darum auf das eben erschienene, in seiner Vollständigkeit vier starke Bände umfassende Handbuch aufmerksam machen. Helene Lange halte ich für die größte Persönlichkeit der gesammten deutschen Frauenbewegung. Sie ist Etwas von einem weiblichen Bismarck. Ihr Name bürgt für Echtheit, Zuverlässigkeit, Sachlichkeit. Wer in Zukunft für, gegen oder über die Frauenfrage das Wort ergreift, Der würde wohl daran thun, sich vorher in diesem Handbuch über seinen Gegenstand zu orientiren.

Bärenfels im Erzgebirge. Frieda Freiin von Bülow.

Kochs Hoffnung.

Die Hausse ist tot, es lebe die Hausse! So tönt es von Börse zu Börse. In allen Händlerherzen erhält sich die Meinung, der „neue Aufschwung" müsse nächstens beginnen. Die Presse, die vorläufig noch nicht recht Farbe zu bekennen wagt, aus Furcht, durch einen Irrthum Zweifel an ihrer Gottähnlichkeit zu erregen, nimmt ihre Zuflucht zu dem modernen Auskunftmittel, alle möglichen Leute, die von der breiten Masse als maßgebend betrachtet werden, zu interviewen. Das interessirt und verpflichtet nicht. Denn treffen die Voraussagungen des Befragten nicht ein, so hat das Blatt sich ja damit keine Blöße gegeben. Erfüllt sich aber die Weissagung, dann wird plötzlich der Interviewte mit dem Interviewer identisch und stolz heißt es: „Wir haben es ja immer gesagt!" Das ist des Landes so der Brauch.

Die Jahreswende hat einen willkommenen Anlaß zu solchen Interviews gebracht und eine ganze Reihe von Blättern hat von der guten Gelegenheit Gebrauch gemacht. Die interessanteste Aussage ist unzweifelhaft die, zu der die wiener Neue Freie Presse den Präsidenten unserer Reichsbank veranlaßt hat. Herr Dr. Koch ist einer der tüchtigsten Fachmänner auf dem Gebiete des Geldwesens und seine Ansichten sind deshalb stets beachtenswerth. Allgemein nimmt man ja in Deutschland auch an, nicht zum geringsten Theil sei es der Umsicht und kaufmännischen Tüchtigkeit unserer Reichsbankleitung zu danken, daß die schweren Erdstöße, die das Innere unseres Wirthschaftlebens erschüttert haben, nicht noch viel sichtbarer und fühlbarer geworden sind. Dieser Glaube giebt Kochs Worten doppeltes Gewicht. Gerade jetzt aber wurde das Interview noch besonders aufmerksam geprüft, weil vor wenigen Wochen eine Rede des Reichsbankpräsidenten Anlaß zu geräuschvollen Börsensteigerungen gegeben hatte. Er hatte in München das neue Gebäude der Reichsbank eingeweiht und mußte — wenigstens scheint es im neusten Deutschland ja nun einmal durchaus nicht zu vermeiden — den feierlichen Akt mit ein paar passenden Worten verschönen. Zur feierlichen Gelegenheit paßt aber nur ein feierliches Wort; und wer einen neuen Geschäftsbau seiner Bestimmung übergiebt, kann die am Fest Theilnehmenden nicht mit Pessimismus ins Bockshorn jagen. Da gilt es vielmehr, namentlich in schlechten Geschäftszeiten, der lauschenden Versammlung Trost zu spenden und ihren Muth zu heben. So sprach die Bankexcellenz in München denn gelassen das große Wort, die Krisis habe in Deutschland ihren Gipfelpunkt schon überschritten. Auch in dem Gespräch mit dem wiener Redakteur hat Herr Dr. Koch diese Ansicht wiederholt, aber hinzugefügt, er wolle sie nicht etwa als Ergebniß exakter Beobachtung genommen wissen, sondern nur als den Ausdruck einer Hoffnung. Diese Hoffnung sei natürlich das Resultat bestimmter Wahrnehmungen, die er von der hohen Warte seiner exponirten Stellung aus zu machen in der Lage war. Aber diese Wahrnehmungen sind doch kaum von so unzweideutiger Art, daß sie allein das Wort von dem Gipfelpunkt der Krisis zu rechtfertigen vermöchten. Zwei Hauptgründe führt der Reichsbankpräsident ins Feld. Zunächst konstatirt er, daß trotz dem behaupteten allgemein schlechten Geschäftsgang auf einzelnen Gebieten unseres Erwerbslebens, zum Beispiel in der Textilindustrie, noch immer lebhaft gearbeitet wird; auch andere Branchen aber hätten, nach Ueberwindung des ersten Schreckens, den alten

Muth zu eifriger Produktion wiedergefunden. Der erste Theil dieser Wahrnehmung ist richtig. Alle Berichte aus der Textilindustrie stimmen darin überein, daß die Beschäftigung besser geworden ist, als sie vor Monaten war. Bedauerlich ist nur, daß der Bankpräsident, da er schon einmal über die Lage der Dinge sprach, nicht auch die Gründe für diesen besseren Geschäftsgang anführte. Ich behaupte — und halte diese Behauptung für leicht erweisbar —, daß eine Begründung dieser Thatsache dem Durchschnittsbeurtheiler ganz unmöglich ist. Die Textilindustrie nimmt eine eigenthümliche Stellung im Gesammtorganismus unseres Wirthschaftlebens ein. Sie ist, wie es im Wechsel der Zeit fast allen alten Produktionzweigen der kapitalistischen Gesellschaft zu geschehen pflegt, in einem Stadium ständiger Gedrücktheit, fortwährender Krisis. Nur von Zeit zu Zeit blüht auch ihr Weizen. Aber eigentlich immer nur dann, wenn der Goldregen glücklicher Jahre auch bis auf die ärmsten Bevölkerungschichten durchgesickert ist und die Konsumkraft dieser Massen steigert. Denn die Textilindustrie ist in ihrer Mehrheit so recht die Industrie des armen Mannes, da die Nothdurft der Bekleidung nun einmal auch von den Aermsten befriedigt werden muß. Woher kommt nun jetzt, gerade nach der ersten Epoche der ersten großen Krisis, die plötzliche Regsamkeit der Textilfabrikanten? Man kann sie höchstens durch die Erinnerung an die Thatsache erklären, daß die niedrigen Löhne, namentlich der sächsischen Fabrikanten, unerreicht in der Weltkonkurrenz dastehen. Das ist aber kein Grund, der uns veranlassen könnte, die Krisis des deutschen Gewerbes für überwunden zu halten. Denn eine Krisis wird nicht durch die Mehrwerthanhäufung überwunden; wirthschaftliches Gedeihen kann vielmehr nur aus dem Wohlergehen einer reichlich konsumirenden Arbeiterschaft erblühen.

Darf man demnach schon den ersten Theil der Wahrnehmung Kochs nicht als beweiskräftig genug ansehen, um auch den zweiten Theil, die Behauptung nämlich, auch auf anderen Geschäftsgebieten werde, seit der erste Schreck vorüber ist, flott weiter produzirt. Das spräche nicht für eine Ueberwindung der Krisis, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach für einen mit untauglichen Mitteln unternommenen Versuch, wie er in kritischen Zeiten sehr oft schon zu beobachten war. Man produzirt lustig drauf los und versucht eben, durch eine vergrößerte Produktion, also durch ein schnelleres Umschlagen des Kapitals, Das wiedereinzubringen, was man durch den Rückgang des Preises eingebüßt hat. Solche Versuche haben bisher aber stets dazu geführt, den Krisenzustand zu verschärfen; und auch die jetzige Lust am Produziren dürfte kaum etwas Anderes sein als ein kurzes Intermezzo in der Leidenszeit unserer Industrie.

Aber der Bankpräsident findet auch, das allgemeine Mißtrauen weiche allmählisch schon und die Banken begönnen wieder, Kredit zu geben; und wenn er auch als vernünftiger Mann nicht an einen übermorgen zu erwartenden Aufschwung glaubt, so sieht er doch wesentlich schneller, als Andere meinen, die Gesundung wiederkehren. Richtig ist Eins daran: das Mißtrauen ist zum größten Theil wieder geschwunden. Aber wo? Nicht etwa in den Kreisen der Wissenden und Reichen, sondern in den Tiefen der Spekulantenwelt, da gerade, wo man die größte Zahl der durch die neusten Zusammenbrüche vernichteten Existenzen suchen zu müssen geglaubt hat. Aus allen Ecken und Enden wagt sich schon wieder die Spekulation hervor. Man glaubt die schwere Krisis überwunden und will mit dabei sein, wenns

wieder losgeht. Das zeigt sich so recht in der Hast, womit das deutsche Spekulantenpublikum sich auf Goldshares und amerikanische Eisenbahnaktien stürzt. Die Vertreter der englischen Häuser haben alle Hände voll zu thun, um die Gewinngier der deutschen Tröpfe noch rechtzeitig zu möglichst hohen Kursen zu befriedigen. Die selben Züge aber findet man auch in dem Bilde, das die Auffassung der deutschen Wirthschaftlage bietet. Alles Ungemach wähnt man überstanden; und schon werden auch Käufer heimischer Industriewerthe all in ihrer Munterkeit wieder bemerkbar. Nur kommen, wie ich schon andeutete, diese Käufer nicht etwa aus den Oberklassen des Besitzes, auch nicht aus den Reihen der Sachverständigen, sondern aus den Revieren der kleinen Leute, denen nur hier und da ein größerer Kapitalist zu vorsichtigen Effektenkäufen sich gesellt.

Außer den hier besprochenen Gründen hat Herr Dr. Koch als Stütze für seine Hoffnung, die Krisis habe den Gipfelpunkt überschritten, keinen mehr anzuführen. Wohl aber erwähnt er selbst Momente, die vor einer Unterschätzung der Krisis dringend warnen müßten. Er sagt, man werde die deutschen Eisenpreise nicht aufrecht erhalten können. Er hat selbst in Oberschlesien große Mengen unverkaufter Kohlen gesehen. In diesen Standardindustrien, die den Gradmesser für unsere gesammte Wirthschaftlage bieten, sieht es also viel weniger erfreulich aus, als man nach Kochs sonstigen Reden glauben sollte. Hier hat die Krisis sicher noch nicht den Gipfelpunkt überschritten. Es wäre vielleicht nicht unangebracht gewesen, wenn der Leiter der Reichsbank in diesem Zusammenhang auch ein paar Worte über die amerikanische Gefahr gesagt hätte. Denn von der Beantwortung der Frage, ob die Amerikaner ihr Eisen bald wieder nach Deutschland exportiren können, wird die nächste Zukunft unserer Eisenindustrie abhängen*).

Eine beachtenswerthe Stelle in dem Interview ist die, wo Koch erzählt, wie er in Tilsit von den ostdeutschen Industriellen nur Lob über den Geschäftsgang gehört und wie ihn plötzlich dann die Hiobspost von dem dresdener Kummerkrach nach Berlin zurückgerufen habe. Und kaum war er in Berlin, da hagelte es Unglücksbotschaften, gerade aus den nordischen Distrikten, wo die Leute noch eben des Lobes voll gewesen waren. Das ist charakteristisch für die Planlosigkeit der kapitalistischen Wirthschaft überhaupt: die Produzenten können das Wesen der Aufträge, die ihnen zuströmen, nicht erkennen und sind nur zu leicht geneigt, die Fülle der Ordres für ein Zeichen strotzender Gesundheit zu halten, während sie doch sehr oft ein Symptom krankhafter Anschwellung ist. Gerade diese Erzählung des Reichsbankpräsidenten sollte eine Mahnung sein, nicht Alles für baare Münze zu nehmen, was aus Industriekreisen zu uns gebracht wird. Wir könnten sonst leicht wieder von Hiobsposten überrascht werden; und am Ende kämen sie wieder aus den Gegenden, wo man jetzt den Mund gar so voll nimmt.

Plutus.

*) Ein anderer Interviewter, der Geheime Kommerzienrath Goldberger, der seit zwei Monaten in New-York das amerikanische Wirthschaftleben studirt, hat, trotzdem er durchaus nicht zu den Pessimisten gehört, vorausgesagt, sobald der Bedarf in den Vereinigten Staaten nachlasse, würden die Trusts, besonders die United States Steel Corporation, deren Kapital mehr als eine Milliarde beträgt, ihre Produkte zu billigen Preisen auf die Weltmärkte abwälzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.